Ars Protestantica

Gebaute evangelische Identität in Wien

Karl-Reinhart Trauner
Bernd Zimmermann



(Foto: Gemeinhardt)

Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist der Versuch einer Symbiose zwischen der Dokumentation einer tatsächlich durchgeführten Führung durch Wien zu Stätten der Ars protestantica,[1] andererseits soll er darüber hinausreichend auch jenes ansprechen, das nicht angesehen werden konnte, obwohl es beachtenswert wäre.

Dem Anspruch, ein Führer durch das „evangelische" Wien zu sein, kann der Beitrag dennoch nicht gerecht werden. Denn dazu gehört weit mehr als die Ars protestantica; einen solchen Führer zu Plätzen, die für Evangelische in Wien bedeutsam sind, hat bspw. schon Karl Schwarz vorgelegt.[2] Auf die zahlreichen Beispiele der Ars protestantica aus der Welt der Literatur und der Malerei kann hier ebenfalls nicht – oder nur sehr am Rande – eingegangen werden.[3]

Unter Ars protestantica können zunächst einmal jene (künstlerischen) Äußerungen verstanden werden, in denen evangelischer Glaube zum Ausdruck kommt. Darüber hinaus werden aber auch solche Äußerungen darunter verstanden, die nur unter dem deutlichen Einfluss des Protestantismus geschehen konnten, also nicht einmal unbedingt von Protestanten sein müssen, wie bspw. die reformierte Wiener Stadtkirche, die von einem Katholiken – Gottfried Nigelli – erbaut wurde. Hier wurde dennoch evangelisches Selbstverständnis zum Ausdruck gebracht. Ein anderes Beispiel sind die Ringstraßenbauten, die – obwohl selber keine wie

immer geartete Glaubensäußerung – ohne Protestantismus in dieser Form nicht möglich gewesen wären.

Ars Protestantica ist also Kunst als Ausdruck eines gelebten evangelischen Glaubens wie auch Eindruck eines protestantischen Selbstverständnisses.

Damit schafft die Ars protestantica gewissermaßen die Quadratur des Kreises: Denn damit, dass sie gleichzeitig Ergebnis eines Aus- und Eindrucks evangelischen Selbstverständnisses ist, ist sie auch gleichzeitig konfessionell und überkonfessionell. Wenn man so will ist sie konfessionellerweise überkonfessionell. Das mag auf den ersten Blick verwirrend sein, diese Quadratur des Kreises findet sich aber bereits bei Luther, der ja (ursprünglich) nicht „evangelisch" im konfessionellen Sinn sein wollte, sondern evangelisch im Sinne der Evangelien, also „christlich" in einem letztendlich überkonfessionellen Sinn.

Diese protestantische konfessionelle Überkonfessionalität kontrastiert auch den österreichischen Katholizismus und seine gesellschaftspolitische Rolle über weite Strecken. Denn er verstand sich bis auf die letzten 50 Jahre im Wesentlichen nicht nur als die einzige Kirche, durch die „man die ganze Fülle der Heilmittel erlangen (kann)" – so noch im Zweiten Vatikanum[4] –, sondern darüber hinaus monopolistisch als kirchliche Stütze des Staates, während man der evangelischen Kirche unterschwellig oder offen, je nach geschichtlicher Epoche und politischer Strömung zu Unrecht oder zu Recht, eine gewisse Distanz zum Staat Österreich unterstellte.

Aber selbst in jenen Epochen, in denen sich die Evangelischen – wie nach der ausgehenden Reformationszeit, dann die Deutschnationalen am Ende der Monarchie oder fast alle im „katholischen" Ständestaat (1934–1938) unter Kanzler Kurt von Schuschnigg[5] – tatsächlich in einer gewissen Spannung zum Haus Habsburg bzw. zum Staat Österreich standen, zogen sie sich jedoch nicht aus der österreichischen Gesellschaft heraus,[6] sondern bildeten einen wichtigen Teil dieser.

Nun hatte die evangelische Kirche in Österreich die zweimalige Chance, „semper reformanda" zu sein: Einmal im 16. Jahrhundert – und da unterscheidet sich die Entwicklung kaum von den anderen Territorien des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nationen –, und dann noch einmal mit dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. 1781, das sich nach einem rund 150 Jahre anhaltenden strikten Verbot, evangelisch zu sein,[7] ein Neubeginn evangelischen Lebens ergab.

Die Geschichte mit ihren beiden evangelischen Neuanfängen bilden die Rahmenbedingungen der evangelischen Äußerungen.[8] Dieser (erzwungene) dop-

pelte Beginn bedeutete für die Evangelischen jedoch auch, dass sie damit zweimal ein neues Phänomen für die österreichische Gesellschaft waren. Dieses Attribut des Modernen und des Aufbruchs (und damit auch des Erfolges) konnten die Evangelischen lange halten, wurde – bspw. in der Zwischenkriegszeit – bewusst kultiviert und scheint über weite Strecken auch evangelisches Selbst- und Fremdbild zu prägen. Erst in den letzten Jahrzehnten scheint ein Saturierungsprozess in der evangelischen Kirche Platz gegriffen zu haben.[9]

Dieses Moment des Modernen bestimmt auch die Ars protestantica über weite Strecken. Der zweifache Neubeginn gibt die Grundstruktur der nun folgenden exemplarischen Behandlung vor.

Reformatorischer Aufbruch

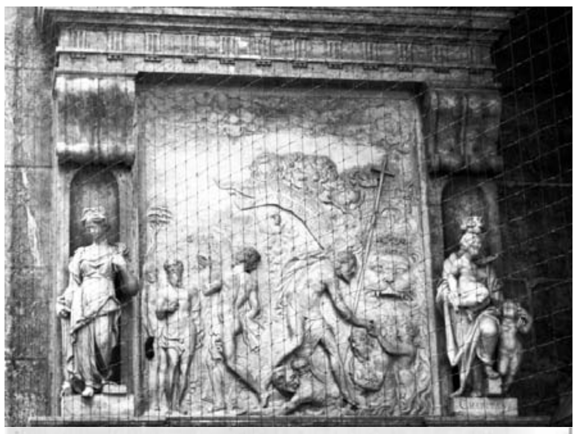
Aus der Reformationszeit[10] sind heute nur noch wenige Zeugnisse vorhanden. Das liegt weniger an konfessionspolitischen Gründen als vielmehr an der sprunghaften Entwicklung, die Wien (aber nicht nur Wien) gerade im 19. Jahrhundert durchlebte.

Eines der wenigen kontinuierlich gehegten Bauwerke Wiens bildet seine Stadtmitte: Der Stephansdom. Es ist erstaunlich, dass sich gerade hier, am Zentrum des katholischen Glaubens, Zeugnisse einer Ars protestantica erhalten haben. Dass sie hier angebracht wurden, erstaunt weniger, weil auch Wien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert mehrheitlich evangelisch war. Im Dom durfte 1521 immerhin der Reformator Paul Speratus predigen, und zwar über das heikle Thema des Ehestandes.

Am Stephansdom nun finden sich Grabdenkmäler, die durchaus einem evangelischen Geist zuzurechnen sind. Da sind jene Motive zu finden, die aus „evangelischen" Gebieten und der Kunst der Zeit durchaus bekannt sind, wenn bspw. der Verstorbene direkt unter dem Kreuz stehend abgebildet wird. Interessanter ist es schon, wenn auf Grabplatten Inschriften die Bibel nicht nach der Vulgata, sondern nach der Lutherbibel zitieren.[11] Das ist in einer Zeit der konfessionellen Spannung mehr als eine kirchliche Übung, sondern schon ein Bekenntnisakt.

Frömmigkeitsgeschichtlich am interessantesten ist aber das Grabmal des Wiener Bürgers Franz Lackner († 1571) – es befindet sich an der Außenseite des Doms im Bereich Südturm-Apsis – mit seinem Gesetz und Gnade-Bild.[12] Dieses Motiv ist nun typisch protestantisch. Denn im Gegensatz zum mittelalterlichen Motivenvorbild rettet der Auferstandene nicht Adam und Eva, sondern die gläu-

bigen Menschen schlechthin. Das mittelalterliche Fegefeuer wurde im 16. Jahrhundert zur Höllenfahrt Christi umgedeutet, und das Bildmotiv damit zu einem reinen Auferstehungsmotiv. Durch das Fehlen des Fegefeuers fällt auch die Notwendigkeit der Fürbitte von Heiligen oder durch Seelenmessen weg. Am auffälligsten ist jedoch die menschliche Figur in der Mitte der Darstellung. Er steht zwischen der Hinwendung zur Sünde, personifiziert durch Adam und Eva, und der zum Auferstandenen.





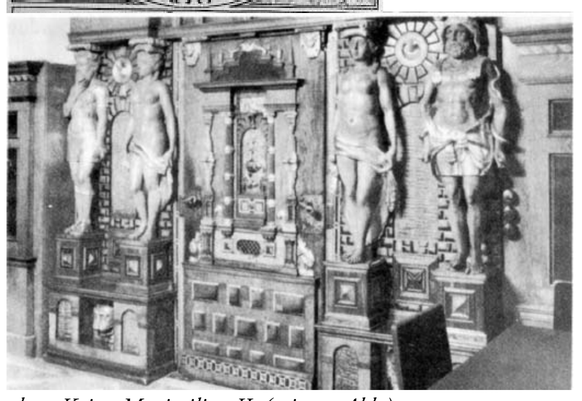
oben: Das Lackner-Epitaph am Stephansdom (Foto: Trauner); unten: Das Schloss der Jörger in Hernals (zeitgen. Abb.)

Nun lässt die nähere Bildinterpretation kein klares evangelisch-kirchliches Bekenntnis erkennen. Ob Franz Lackner nun deshalb tatsächlich bekennend evangelisch war oder ob er dem Reformkatholizismus zuzurechnen ist, muss offen bleiben, auch wenn vieles für ein evangelisches Bekenntnis spricht.

„Das Lackner-Epitaph lehrt, dass das protestantische ikonographische Motiv ‚Gesetz und Gnade' keineswegs starr und statisch war und nicht immer streng konfessionell ausgeprägt sein musste."[13] Sei es wie es sei: Auf jeden Fall wird hier evangelischer Geist im Sinne eines reformatorischen Aufbruches sichtbar dargestellt, und zwar in dem schon angesprochenen überkonfessionell-konfessionellen Kontext.

Um 1580 waren rund vier Fünftel der Stadtbewohner evangelisch,[14] aber im Zeitalter der Konfessionalisierung wurde aus dem überkonfessionell-konfes-





oben: Kaiser Maximilian II. (zeitgen. Abb.);
unten: Die Türe zur Verordnetenstube im niederösterreichischen Landhaus mit zwei Klinken (Foto: aus Sakrausky, Evang.

sionellen Kontext rasch ein konfessionelles Nebeneinander, daraus bald danach ein konfessionelles Gegeneinander, danach ein Konfessionsverbot für Protestanten.

Wichtige Zeugnisse der Ars protestantica in der Zeit des konfessionellen Mit- und Gegeneinanders sind nicht mehr erhalten. Zwar waren die evangelischen Prediger – in der Blütezeit des Protestantismus – unter Ferdinand I. aus Wien ausgewiesen worden, 1568 hatte jedoch Maximilian II. – wahrscheinlich einer der ersten „Geheimprotestanten“ in der österreichischen Geschichte[15] – dem Adel auf seinen Schlössern freie Religionsausübung zugestanden. Nach seinem Tod erfolgte aber wieder eine zunehmend restriktive Religionspolitik der Habsburger. Im Landhaus wurde wie dann in ganz Wien evangelischer Gottesdienst wieder verboten. Die evangelischen Bürger mussten in die Wien nahe gelegenen Schlösser evangelischer Adeliger auslaufen (so die korrekte Bezeichnung), und zwar war das v.a. Hernals (heute Wien XVII.), Inzersdorf und Rodaun (beides heute ein Teil von Wien XXIII.).

In Hernals befand sich das Schloss der Jörger, wo bis 1620 evangelische Gottesdienste abgehalten wurden. 1577 wurde die Hernalser Kirche gesperrt. Die Gottesdienste wurden daher im Saal des Schlosses gefeiert, das neben der Kirche lag. 1625 musste die gesamte Herrschaft dem Domkapitel von St. Stephan übergeben werden. Die „Katholisierung“ des für den Protestantismus so wichtigen Ortes war tiefgreifend: Von St. Stephan ausgehend wurde genau auf jenem Weg, auf dem ausgelaufen wurde, ein Kreuzweg angelegt, an dessen Zielpunkt

errichtete man ein Heiliges Grab, das 1709 bis 1714 durch die im barocken Stil erbauten Kalvarienbergkirche ersetzt wurde.[16]

In die Zeit des konfessionellen Nebeneinanders bzw. Gegeneinanders weist ein Detail der Handwerkskunst, nicht eigentlich evangelisch, und dennoch den Geist dieser Zeit atmend.

Im niederösterreichischen Landhaus[17] (Wien I., Herrengasse 13) konnten sich die – mehrheitlich evangelischen – niederösterreichischen Adeligen politisch artikulieren und auch, wenngleich nur für kurze Zeit, evangelischen Gottesdienst feiern.[18] Die Eingangstür nun zur „Verordnetenstube", dem Verhandlungssaal, des Landhauses, sie wird „Religionstür" genannt, ist Symbol für die Stimmung jener Jahre. Ein und dieselbe Tür lässt sich wechselseitig nach rechts oder nach links öffnen; sie hat demgemäss auch zwei Türklinken, eine links und eine rechts, und hängt in zwei verschiedenen Türangeln. Die Protestanten gingen rechts, die Katholiken links, allerdings durch die gleiche, Tür.

Der konfessionelle bzw. politische Friede sollte gewahrt werden, weshalb 1571 auf Betreiben Kaiser Maximilians II. auch an beiden Eingängen des Landhauses eine Hand mit einem Schwert angebracht wurde und eine Aufschrift mahnt, dass derjenige, der den Frieden gefährdet, „an Leib uns Leben nach Ungnaden bestraft werden solle".[19] Der konfessionelle Friede herrschte aber nicht lange; Maximilians Nachfolger verfolgten eine streng gegenreformatorische Politik.

Für das konfessionelle Gegeneinander gehört ein frühes Zeugnis einer Ars contra-protestantica genannt: Am Gebäude mit dem bezeichnenden Hausnamen „Wo die Kuh am Brett spielt" in der Bäckerstraße – heute Nr. 12 – ist ein Teil eines gemalten Hauszeichens, das bereits 1540 nachgewiesen ist, erkennbar, auf dem eine Kuh Back Gammon spielt.[20] Das vollständige Fresko zeigte neben der angesprochenen Kuh, die mit einem Fuchs spielt, außerdem einen Kürschner, einen Jäger mit Hund und eine summende Fliege.

Es handelte sich dabei offenbar um eine Karikatur auf die Protestanten, die sich unter dem Vorwand der Religion eine bessere Stellung und Einkünfte zu verschaffen versuchen und dabei dem anderen das Geld aus der Tasche ziehen würden.

Die Kuh personifiziert dabei Katholiken, der Fuchs die listigen Protestanten. Die Fliege scheint die Geistlichkeit zu bedeuten, die zwar einzuschreiten versucht, aber in den Streitigkeiten – 1540 ist noch alles offen! – nichts verändern kann. Der Jäger und der Kürschner symbolisieren die Ratsherren und Advokaten, die den Streit nützen, um selber besser dazustehen (entweder der Kuh oder dem Fuchs



oben: Das Fresko „Wo die Kuh am Brett spielt" in der Bäckerstraße; unten: Die Darstellung Luthers - rechts unten - in der Karlskirche (Fotos: Trauner)

das Fell über die Ohren zu ziehen).

Für die Zeit der Gegenreformation könnten noch die beiden Lutherdarstellungen in der Stephanskirche und in der Karlskirche genannt werden. Die erste stammt noch aus der Zeit des Miteinanders, das aber schon deutlich Züge des Gegeneinanders in sich trägt. Es handelt sich dabei um eine Lutherdarstellung beim Grabmal Kaiser Friedrichs III. in der Stephanskirche und ist nur rund zehn Jahre nach dem von evangelischem Geist getragenen Epitaph Franz Lackners geschaffen worden. Nahe dem Grabmal Friedrichs III. befindet sich heute ein Krucifixus aus der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, das unter Verwendung von Resten des 1945 zerstörten Lettnerkreuzes entstand. Umgeben ist es von je drei Passionsreliefs, die der Wiener Bürgermeister Bartholomäus Prandtner († 1599) um 1580 stiftete, rechts befindet sich ein Relief, auf dem der Reformator in Mönchshabit als geifernder Christusschmäher abgebildet ist.

Zur Entstehungszeit war die Öffentlichkeitswirkung dieser religiösen Propaganda noch höher, da die steinernen Passionsreliefs ursprünglich an der Außenseite des Domes angebracht waren.[21] Rund hundert Jahre jünger ist das Bildnis Martin Luthers in der Kuppel der Karlskirche, das von Johann Michael Rottmayr (1651–1730) geschaffen wurde. Hier wird er in Gesellschaft mit dem Teufel

dargestellt, wie er und seine Bücher als Symbol protestantischer Bildung in die Hölle stürzen.

Ein besonderes Zeichen von evangelischer Alltagskunst – vielleicht dem Graffities von heute vergleichbar und bei Armeen bis heute übliche Praxis – aus der Zeit des konfessionellen Gegeneinanders findet sich am Schweizertor der (Alten) Hofburg. An einem mit 1660 datierten Pfeiler findet sich die eingekratzte Inschrift „Si deus pro nobis qui contra nos" (Röm. 8, 31). Der Überlieferung nach soll diese Inschrift von einem evangelischen Soldaten stammen, der als Söldner in Wien Dienst als Hofbewachung tat, um seine konfessionelle Bedrängnis im katholischen Wien zum Ausdruck zu bringen.[22]



Si Deus pro nobis quis vontra nos ... Wenn Gott für uns ist, wer könnte gegen uns sein, wahrscheinlich eine Inschrift evangelischer Soldaten am Schweizertor (Foto: Trauner)

Spätestens Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts war jegliches evangelisches Leben in Wien offiziell erloschen; ein Geheimprotestantismus konnte in der Enge der Stadt und der Nähe zum Hof nicht existieren. Dies galt jedoch nur für die habsburgischen Untertanen in den österreichischen Ländern. Durch die Funktion Wiens als Haupt- und Residenzstadt des „Heiligen Römischen Reiches" befanden sich hier ständig auch Vertreter evangelischer Stände.

Unter den Vorzeichen einer aus der Sicht Habsburgs geglückten Gegenreformation und dem (nahezu) vollkommenen Verdrängen jeglichen evangelischen Einflusses, der Überwindung der Pest sowie der Bewältigung der Türkengefahr – Wien wurde 1529 und 1683 belagert und jedes Mal erfolgreich verteidigt – ergibt sich das Besondere des österreichisch-habsburgischen Barocks. Sehr deutlich kommt dies bei der Dreifaltigkeitssäule am Graben zum Ausdruck. „Die spezifische habsburgische Staatsmystik erschließt sich aber erst, wenn die Analogie zwischen der göttlichen Dreifaltigkeit und dem irdischen Herrschertum in den Blick genommen wird."[23]

Dieses Staatsverständnis wurde jedoch radikal in der Zeit der Aufklärung durch das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. in Frage gestellt.

Der Neubeginn im Zeichen der Toleranz

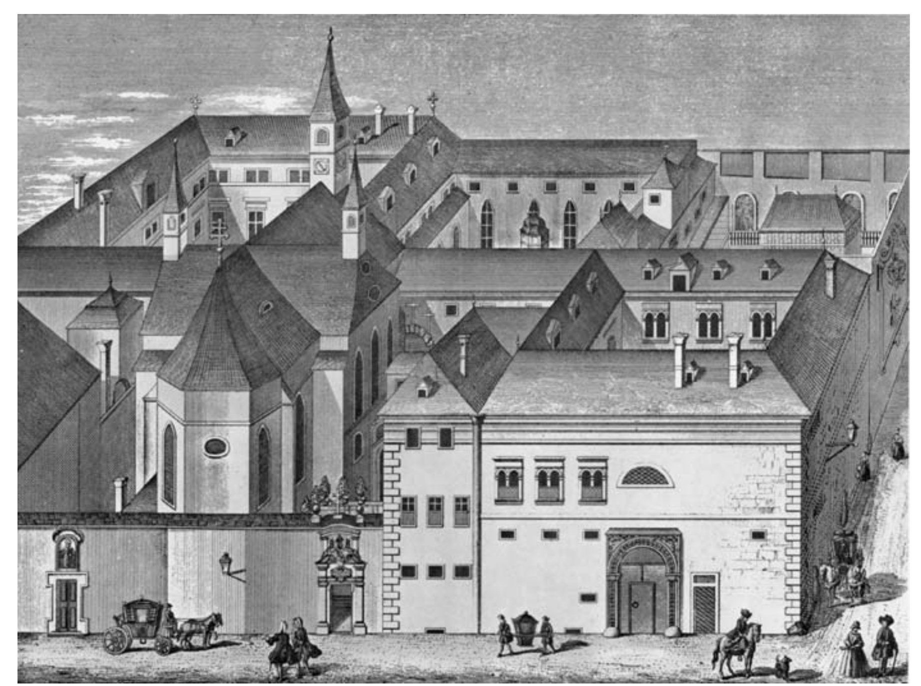
Das Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 gestattete „den augspurgischen und helvetischen Religionsverwandten ... ein ihrer Religion gemäßes Privat-Exercitium ... ohne Rücksicht, ob selbes jemal gebräuchig, oder eingeführt gewesen seye, oder nicht". Auch wenn es in Wien als Reichshauptstadt in den Jahrzehnten zuvor ein sehr eingeschränktes evangelisches Leben für Ausländer und Privilegierte gegeben hatte, versuchte man mit Schikanen und Behinderungen ziemlich rigoros und auch relativ erfolgreich die Einheimischen vom Besuch der Gottesdienste in den Gesandtschaftskapellen der Dänen und Schweden bzw. der Niederländer abzuhalten.[24]

Die sich 1782 bildende Gemeinde dachte zuerst für den Bau eines Bethauses an den Erwerb des Seitzerhofes, der sich im Besitz der aufgehobenen Kartause Mauerbach befand und nun verkauft werden sollte (Grundstück zwischen der Kirche am Hof und Tuchlauben). Gedacht war sogar an eine gemeinsame Verwendung des neuen Bethauses sowohl für Lutheraner als auch Reformierte. Im Jänner 1783 wurde jedoch das Areal des ebenfalls aufgehobenen Königin-Klosters samt der Klosterkirche der „Clarissinen zur Königin der Engel" zur Versteigerung preisgegeben. Die Gemeinde A.B. erwarb die Kirchenparzelle, die Gemeinde H.B. die Wirtschaftsgebäudeparzelle.[25] Es herrschte jedoch Unsicherheit, ob die bestehende Kirche des ehemaligen Klosters weiterverwendet werden durfte oder demoliert werden musste und nur ein Neubau für die Gemeinde A.B. erlaubt war.



Kaiser Josef II. - Statue am Josefsplatz, Wien I. (Foto: Gemeinhardt)

Der Bau evangelischer Kirchen war von regen öffentlichen Diskussionen begleitet. „In der Bevölkerung hat man es allerdings doch als gewagtes Vorgehen angesehen, als die Kirche des aufgelassenen Königinnenklosters in der Dorotheergasse in eine evangelische Kirche umgewandelt wurde und auf dem Gelände des abgetragenen Klostergebäudes eine Kirche des evangelisch-reformierten

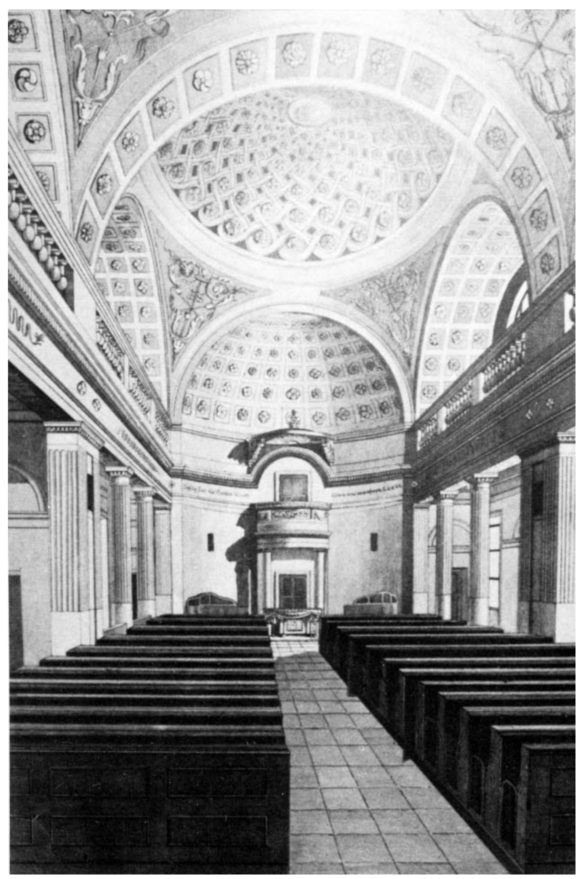


Das Königinnenkloster (Kuperstich von Leopold Franz Schmittner, 1740)

Bekenntnisses entstand.“[26]

Um Gewissheit darüber zu erlangen überreichten zwei Vertreter des Vorsteher-Collegiums der Gemeinde Kaiser Josef II. eine Dankadresse. Der Kaiser nahm sie an, sprach kein Wort vom Niederreißen und erkundigte sich nur, ob die Kirche nicht zu groß sei. Doch stellte er auch fest, dass die Türme abgetragen werden müßten, „weil man dem Vorurtheile anderer auch etwas nachgeben müsse“.[27]

Um den baulich einschränkenden Vorschriften des Toleranzpatentes zu genügen, wurden von Baumeister Adalbert Hild die Glockentürmchen der Kirche entfernt und die Kirche gegen die Dorotheergasse durch die Fassade eines zweistöckigen Haustraktes verdeckt. Den Vorschriften folgend führte der Eingang zur Kirche durch den Hof. „Äußerlich ist sie betont unscheinbar ... Dafür wollte man aber mit der Inneneinrichtung der katholischen Umwelt demonstrieren, daß auch evangelische Versammlungsstätten wirkliche Kirchen seien (bis hin zu einer Tabernakel-Atrappe und einem Sarkophag-Altar). Man könnte die Lutherische Stadtkirche von innen bis heute problemlos für eine katholische Kirche halten.“[28]

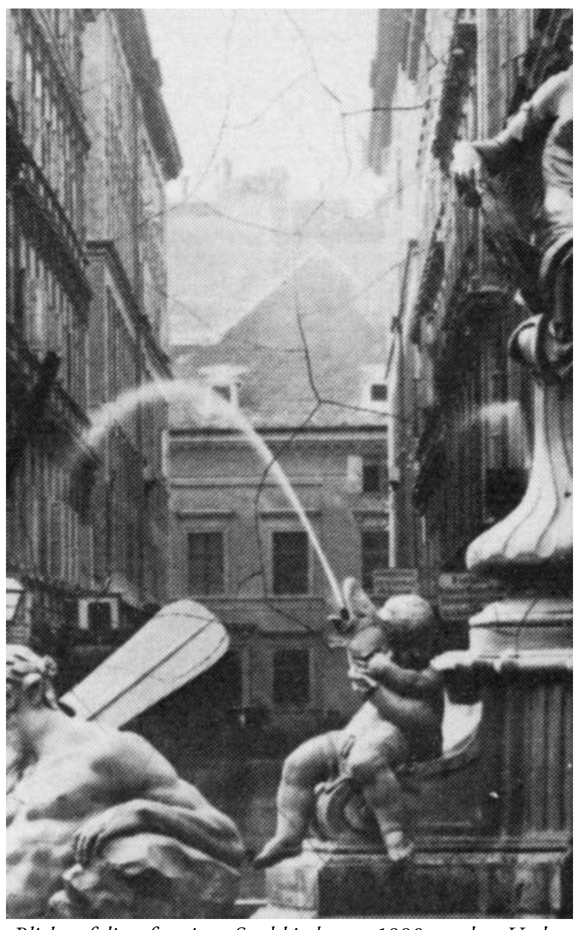


Innenansicht der evangelischen Stadtkirche H.B. (Kupferstich von M. Leybold)

1876 wurde die Straßenfassade nach Plänen des evangelischen Architekten Otto Thienemann (1827–1905)[29] so umgestaltet, dass sie auch äußerlich als Kirche erkennbar war, stilistisch am Klassizismus des späten 18. Jahrhunderts orientiert. Thienemann akzentuierte die Hausfassade durch ein riesiges, über zwei Geschosse reichendes Rundbogenfenster. Über diesen Teil der Fassade wurde ein übergiebelter Dachaufsatz mit einem Rundfenster errichtet, den ein einfaches Kreuz bekrönte.[30] Die bei einem Bombenangriff 1945 völlig zerstörte Fassade wurde 1948 renoviert und dabei grundlegend geändert: Das große Fenster wurde vermauert, der Giebel darüber umgestaltet und ein über zwei Stockwerke reichendes steinernes Kreuz angebracht. 1989 wurde jedoch die Rückführung der Fassade von 1876 durchgeführt.

Als erster „evangelischer" Kirchenbau Wiens (1783/84) ist die reformierte Kirche in der Dorotheergasse anzusehen. Natürlich noch bestimmt durch die Einschränkungen des Toleranzpatentes hat der katholische Hofunterarchitekt Gottlieb Nigelli (1744–nach 1812)[31] dieses Bethaus in klassizistischem Stil geplant, früh für Wien. Der durch Jahre in Paris beeinflusste Architekt baut hier ganz „modern", sicherlich im Auftrag seiner Bauherren. Das Gebäude sollte „alle anziehende Pracht vermeiden". Der Bau Nigellis mit dem Eingang zum Bethaus ist am besten vom Hof her zu erkennen, der an den übrigen Seiten vom gleichzeitig entstanden Pfarrhaus umgeben ist. Von manchen in barock-katholischem

Selbstverständnis wurzelnden Österreichern wird der Klassizismus als kühl/nüchtern/protestantisch (bzw. und/oder preußisch) klassifiziert. Die heutige Schaufassade der Kirche zur Plankengasse hin entstand erst 1887 durch Ignaz Sowinski, einen Schüler Heinrich von Ferstels, der einen Turm in historisierend-barocken Formen errichtete.



Blick auf die reformierte Stadtkirche um 1880 vor dem Umbau (Fotoausschnitt aus Karner, Die evang. Gemeinde H.B. in Wien, Tafel 11)

Der Innenraum bietet den Eindruck einer noblen Schlichtheit, er wird von zwei überkuppelten und in ihrer Ausgestaltung annähernd gleichwertigen Raumteilen mit seitlichen Emporen gebildet. Den Abschluss bildete ursprünglich die nach Osten orientierte Apsis. Die gemalte Ausschmückung des Raumes zeigt in charakteristischer Weise josefinische Stilelemente. Ornamente und Rosetten täuschen eine reiche Stuckdekoration vor. Auf Anregung von Reichshofrat Carl Christian Graf zur Lippe, einem der drei Gemeindevorsteher, wurde der Innenraum mit Varianten der Lippischen Rose, dem Hauptstück des gräflichen Wappens, geschmückt, was dann auch zur etwas spöttischen Bezeichnung „Rosentempel" führte.[32]

1782 bekannten sich in Wien 1 bis 2 Prozent zur evangelischen Kirche, erstaunlich ist aber, dass sich darunter auch führende Familien des Staates befanden, die privilegiert schon vorher dem Staate von Nutzen waren. Eine davon waren die



Blick auf die reformierte Stadtkirche heute (Foto: Trauner)

Fries. Die Mitglieder dieser Familie entstammten einer aus Bern zugewanderten Patrizierfamilie, die auf Grund der wirtschaftlichen Position und der Verdienste für den Staat bei ihrem reformierten Glaubensbekenntnis bleiben durften. 1782 zählte Johann von Fries (ab 1783 Reichsgraf) zum Vorsteherkollegium der neubegründeten reformierten Pfarrgemeinde. Johann von Fries (1719–1785) hatte den Reichtum der Familie begründet. Während des österreichischen Erbfolgekrieges (1740–1748) gelang es ihm, in London einen Subsidienrückstand von 600.000 Pfund einzutreiben.

Maria Theresia belohnte ihn mit einem Fabriksprivileg für eine Barchent- und Cottonfabrik, später gründete er eine Messing- und Metallwarenfabrik bzw. eine Fabrik für Samt- und Seidenwaren. Als Vertrauensmann des Staatskanzlers Wenzel Fürst Kaunitz wickelte er Geldgeschäfte ab, die ihm großen Reichtum einbrachten. Fries hat u. a. den orientalischen Handel mit dem Maria-Theresien-Taler geschaffen. 1766 gründete er mit dem reformierten Johann Jakob Baron Gontard das Bankhaus „Fries et Comp.“, mit dem das bestehende Großhandelshaus Fries zusammenarbeitete und das sich vor allem mit Wechselgeschäften aus der Warenhandlungsfinanzierung beschäftigte.[33]

1783/84 ließ er in einem an die beiden evangelischen Gemeinden angrenzenden Grundstück gegenüber der Hofburg ein prachtvolles Palais bauen. Für die Planung gewann er den Hofarchitekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (1733–1816), als dessen profanes Hauptwerk es gilt. Hohenberg war

zuvor durch seine Gesamtplanung des Schönbrunner Schlossparkes bekannt geworden.



Das Palais der Grafen Fries mit seiner klassizistischen Fassade ; heute Palais Pallavicini (Foto: Gemeinhardt)

Die für die Wiener ungewöhnliche klassizistische moderne, glatte Fassade - das Gebäude gilt als das erste mit einer rein klassizistischen Fassade in Wien – verursachte einen Skandal, denn für die unmittelbare Nähe zur kaiserlichen Hofburg hatte es eine viel zu einfache Fassade. Bei Gebäude kam gewissermaßen evangelische Geradlinigkeit – im Gegensatz zum barocken katholischen Selbstverständnis des österreichischen Hofadels – bei der Gestaltung der Fassade zum Ausdruck. Nachträglich (1786) wurde sie durch Anbringung der Karyatidenfiguren von Franz Anton Zauner (1746–1822) verziert. Anscheinend war Wien damals noch nicht reif für den schweizerisch-nüchternen Geschmack eines protestantischen Bauherrn. Erstaunlich ist allerdings die Duplizität der Fälle, wenn man an die scharfen Proteste und Ausschreitungen gegen den Bau des in unmittelbarer Nähe am Michaelerplatz gelegenen Loos-Hauses (1909–1911) denkt.

Bereits der ältere Sohn Joseph Graf Fries (1765–1788) begann mit dem Aufbau einer Galerie, die nach dessen frühem Tode sein jüngerer Bruder Moritz Christian Graf Fries (1777–1826) innerhalb kurzer Zeit um wertvolle Gemälde auf über 300 Meisterwerke erweiterte. Eine umfangreiche Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen (400.000 Bl.), Skulpturen, Mineralien und Münzen sowie eine 16.000 Bände umfassende Bibliothek waren ebenfalls im Palais untergebracht. Moritz Fries galt als vermögendster Mann Österreichs und erfolgreichster und angesehenster Kunstsammler zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Er war auch mäzenatisch tätig und förderte u.a. Ludwig van Beethoven, der ihm seine 7. Symphonie widmete. Sehr beliebt waren die Konzerte, welche des öfteren in den schönen Räumen organisiert wurden.

Trotz einer an und für sich soliden wirtschaftlichen Basis rächte sich seine sorglose Verschwendung. Der Unterhalt des Palais, die Veranstaltungen und der beherbergten Kulturgüter verschlang mit der Zeit jedoch hohe Summen. Da

Fries im Grunde nichts von Finanzwesen verstand, konnte man schließlich den Bankrott des Bankhauses (1826) nicht mehr verhindern. Der finanzielle Zusammenbruch machte den Verkauf des Palais und seiner Sammlungen notwendig[34]. Sein Schicksal wurde das Vorbild für den Flottwell in Ferdinand Raimunds „Verschwender“ (1836).[35]

Ein sehr frühes Ehrenmal für den Initiator des Toleranzpatentes befindet sich am sogenannten Toleranzhaus (Wien I., Fleischmarkt 18). Auf diesem 1783 von Theodor Joseph von Natorp erbauten Haus befindet sich in der Höhe des dritten Stockes ein Medaillon Kaiser Josephs II., flankiert von der Inschrift in Gold auf Schwarz: „Vergänglich ist das Haus, doch Josephs Nachruhm nie. Er gab uns Toleranz, Unsterblichkeit gab sie“[36]. Die Lage dieses Hauses gegenüber der griechischen Kirche „Zur Heiligen Dreifaltigkeit“ erinnert daran, dass die orthodoxe Kirche wie übrigens auch das Judentum zu den Nutznießern der Toleranzideen des Kaisers zählte.

Orthodoxe Kirchen unterlagen ähnlichen baulichen Einschränkungen wie die evangelischen Bethäuser. Darum musste auch der von Peter Mollner 1782 bis 1787 errichtete Bau abgewandt von der Straße sein, das heutige prächtige Bild entstand erst 1858 bis 1861 durch den von Theophil Hansen entworfenen in byzantinischen Formen gehaltenen Vorbau.

„Die ‚Verbürgerlichung des Lebens‘ drückte sich aber noch viel sinnfälliger und für die Zukunft entscheidender in den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der Stadt aus. Denn um 1790 war Wien mit seinen fast schon 300 Manufakturen endlich zu einer Industriestadt geworden“.[37]

Der Aufschwung des Bürgerlichen

Die Zeit des Biedermeier war nicht nur geprägt von starr reaktionärer Politik, sondern auch von bedeutenden Aufbrüchen im intellektuellen und v.a. künstlerischem Bereich, wobei diese Aufbrüche oft eine Kontraposition zum Metternich'schen System in sich trugen.

Im Bereich der Architektur entwickelte sich der Historismus, der in Wien auf das Engste mit Ludwig Christian Friedrich Förster (1797–1863) verbunden war. Der im bayerischen Ansbach geborene Lutheraner ließ sich bereits im Biedermeier in Wien nieder und gründete ein Atelier, in dem u.a. Otto Wagner und sein Schwiegersohn Theophil Hansen, beide ebenfalls evangelisch, arbeiteten. Förster wurde zum geistigen Vater des Historismus.

Zu seinen wichtigen Werken zählt die evangelische Kirche in Wien-Gumpendorf, die heute Gustav Adolf-Kirche heißt. Die Kirche – eigentlich noch ein Bethaus im Sinne des Toleranzpatents – wurde zwar nach der Revolution (1849) fertiggestellt, die Planungen stammen aber aus dem Jahr 1846.[38] Da galten jedoch noch die beschränkenden Bestimmungen des Toleranzpatents, was bewirkte, dass die Kirche (bis heute) keinen Turm hat und abgesetzt von der Straße gebaut wurde. Verbunden mit der Kirche war seit 1850 auch Schulbetrieb. Ein Bildungsanspruch ist dem evangelischen Selbstverständnis ja seit den Tagen der Reformation innewohnend und wurde auch bewusst gepflegt.[39]

Zum Selbstverständnis des Baus im Stil des Historismus kann Förster ausführen, dass für ihn – gerade bei einem Kirchenbau – der Historismus Ausdruck des Religiösen ist: „Es war die Absicht, die Idee des auf die Urformen zurückgeführten christlichen Gottesdienstes" – ein typisch reformatorisches und humanistisches Anliegen – „an dem Gebäude auszuprägen, und hierzu konnten keineswegs moderne Architekturgebilde, sondern vorzugsweise die ältesten morgenländischen und byzantinischen Kirchendetails die Mittel an die Hand geben …"[40]

Bei den Planungen zur Wiener Ringstraße hatte er wesentlichen Anteil; aber von der Ringstraße später! Es muss hier ein kurzer historischer Exkurs folgen, ohne den die weitere Entwicklung nicht verständlich ist. Die Revolution des Jahres 1848/49 hatte auch für die Evangelischen vieles verändert;[41] und zwar Änderungen, die nach der blutigen Niederschlagung der Revolution nicht wieder rückgängig gemacht wurden, wie z.B. das Recht, Kirchen mit Turm und direktem Eingang von der Straße her – also keine Bethäuser mehr! – zu bauen.

Manches andere erlebte aber das gleiche Schicksal wie auf der großen politischen Bühne, und wurde wieder sistiert; wahrscheinlich deshalb, weil es als zu ihr gehörig betrachtet wurde. Das betraf alle Verfassungsfragen, zu denen indirekt auch die Frage der rechtlichen Gleichstellung der Protestanten gehörte.[42]

Einer Phase des Neoabsolutismus folgten Versuche einer Verfassungsgebung ab den 1860er Jahren. Endgültig das Hinausgedrängt-Werden aus dem sich politisch konsolidierenden Deutschland als Folge der Niederlage von Königgrätz gegen Preußen (1866) erzwang den Sieg des Liberalismus, der auf der großen politischen Bühne nur durch die reaktionäre Politik in Schwanken gehalten worden war. 1867 wurde mit der sog. Dezemberverfassung jene staatspolitische Grundlage geschaffen, die bis zum Ende der Monarchie Gültigkeit besitzen sollte.

Interessant ist, dass der liberalen Februarverfassung (1861), die die konservative Oktoberverfassung (1860) ablöste, Hand in Hand mit der rechtlichen Gleichstellung des Protestantismus ging: Am 26. Februar 1861 trat die Feb-

ruarverfassung in Kraft, und am 8. April 1861 das Protestantenpatent, mit dem die rechtliche Gleichstellung der Evangelischen gewährleistet wurde. Mit 9. April 1861 datiert die sog. Provisorische Kirchenverfassung, mit der das Protestantenpatent innerkirchlich umgesetzt wurde. Die evangelischen Kirchen waren damit gleichberechtigt!



oben: Die noch ohne Türme nach Plänen von Ludwig Förster errichtete Kirche in Gumpendorf (zeitgen. Abb.); unten: Die evangelische Garnisonkirche, (Foto: Bundesheer)

Für das konfessionelle Klima mag bezeichnend sein, dass nur wenige Jahre danach, nämlich 1870, das Konkordat, das 1855 in Zeiten der Restauration geschlossen worden war, einseitig gelöst wurde. Die Kündigung des Konkordates erfolgte übrigens durch den Evangelischen Friedrich Ferdinand von Beust, zwischen 1866 und 1871 österreichischer Außenminister, der an den streitbaren Wiener Fürsterzbischof Joseph Othmar Ritter von Rauscher schrieb: „Ich bin Protestant, bin fest im Glauben.“[43]

Ein wichtiges, wenngleich heute kaum mehr bekanntes Zeichen dieser neuen Hochschätzung dieser evangelischen Emanzipation war die Schaffung einer evangelischen Garnisonkirche.[44] Der Beschluss dazu, maßgeblich gefördert durch den evangelischen Kriegsminister August Franz Joseph Graf von Degenfeld-Schönburg, erfolgte noch vor dem Erlass des Protestantenpatents und auch vor der Schaffung einer eigenen katholischen Garnisonkirche in Wien; dies sollte später die Votivkirche werden.

Räumlich wurde für die Garnisonkirche eine unter Joseph II. säkularsierte Ordenskirche, die Schwarzspanierkirche (heute Albert Schweitzer-Haus; Wien IX., Garnisongasse 14–16), zur Verfügung gestellt. Da sie aber baulich nur unwesentlich für ihre neue Zweckbestimmung adaptiert wurde, braucht sie hier nicht näher behandelt werden. Außerdem wurde sie kriegsbeschädigt in den 1960er Jahren bis auf die Vorderfront geschleift und an ihrer Stelle das Albert Schweitzer-Haus, ein Studentenheim, errichtet. Dass hier aber ein doppelt symbolträchtiger Akt eines neuen gesellschaftlichen Stellenwerts gesetzt wurde, ist beachtlich: einerseits durch Schaffung der ersten Wiener Garnisonkirche überhaupt (noch vor den Katholiken), andererseits durch Überführung eines ehemals katholischen Gotteshauses zu einem evangelischen.

Und doch wäre es verfehlt, würde man aus alledem auf eine Schwäche der katholischen Kirche schließen! Im Klerikalismus, verbunden mit Ultramontanismus, präsentierte sich ein kampfbereiter Katholizismus, der sich dann zunehmend staatstragend gab und auch von vielen so gesehen wurde, als die liberale Ära – zwischen 1867 und 1878 – wieder ihrem Ende zuging. Der katholisch-konservative Dichter Richard von Kralik lässt an dem in seinem 1917 erschienenen Werk „Österreichs Wiedergeburt" keinen Zweifel: „… die deutsche Nation ist durch das Papsttum, durch die Kaiserwürde aus allen anderen Nationen hervorgehoben worden … Einheit von Kunst und Religion, von Religion und Leben, von Frömmigkeit und Arbeit, von Anschauung und Gehalt, das ist nicht nur das Programm der österreichischen, sondern der klassischen Kultur aller hohen Kulturzeiten."[45]

Der (katholische) Klerikalismus mit der dem Katholizismus innewohnenden Hierarchiedenken hatte eine Affinität zu den alten, adeligen Eliten. Auch wenn man Kaiser Franz Joseph keinen offen zur Schau getragenen Klerikalismus anlasten kann, so war er dennoch ein treuer Sohn seiner Kirche. Es kann deshalb auch nicht erstaunen, dass das Protestantenpatent ihm „abgerungen" werden musste, wie es Erzherzog Rainer, der mit Anton Ritter von Schmerling das Verdienst am Patent gebührt, ausgedrückt hat.[46]

In die liberale Ära fällt der Entschluss zum Bau der Ringstraße, an deren Planung – wie schon erwähnt – Ludwig Christian Friedrich Förster namhaften Anteil hatte. Wien sollte auf Wunsch Kaiser Franz Josephs zu einer Weltstadt europäischen Ranges ausgestaltet werden, weshalb Ende 1857 der Entschluss gefasst wurde, die Stadtbefestigung zu schleifen und an ihre Stelle eine Prachtstraße zu errichten.

Jene Teile, die vornehmlich Wohnzwecken dienten, wurden dabei relativ rasch abgeschlossen und 1865 eröffnet. Zu gewissen Verzögerungen kam es aber

in jenem Bereich, der öffentlichen (politischen) Zwecken diente, und wo jene Prachtbauten aufgeführt werden sollten, die heute weltweit bekannt sind.[47]

In der Ringstraße präsentierten sich nun nicht mehr die alten Eliten, sondern neue, deren Bedeutung im Zeitalter des Industrialismus weniger auf ihrem Herkommen als auf ihrem wirtschaftlichen Erfolg baute.[48] Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wird zur sog. Gründerzeit. In der liberalen Ära ist dabei in erster Linie an das liberale Großbürgertum zu denken, das während der gesamten zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Wiener Gemeinderat beherrschte.[49]

1850 wurden die sog. Vorstädte (die Orte zwischen der heutigen Ringstraße und dem heutigen Gürtel) eingemeindet, 1890 wurden – nach kleineren Grenzänderungen – in einer zweiten Stadterweiterung auch die Vororte (außerhalb des Gürtels) eingemeindet, 1905 kamen schließlich auf der linken Donauseite gelegen Gebiete zu Wien. Die Stadterweiterungen gingen auch mit der Schaffung einer Reihe von Nutzbauten einher, von denen funktionell wohl die (Erste) Wiener Hochquellenwasserleitung, die vom Protestanten Eduard Sueß (1831–1914) gebaut wurde, am bedeutendsten ist.[50]

Parallel mit diesen Entwicklungen stieg die Industrialisierung deutlich an,[51] die Einwohnerzahl verdoppelte sich nahezu zwischen 1850 und 1890 auf insgesamt rund 820.000, durch die Stadterweiterung 1890 auf 1,364.000. Industrielle aus dem Deutschen Reich (bzw. zuvor jenen Ländern, die dieses Reich ab 1871 bilden sollten) zogen nach Österreich und trugen diese Entwicklung wesentlich mit.

Die Entwicklung sowohl auf politischem als auch wirtschaftlichem Gebiet begünstigte den Protestantismus wie auch das Judentum. Beides, v.a. aber Protestantismus, entsprach dem modernen Zeitgeist; und – man denke an Max Webers Thesen – v.a. hier wiederum dem reformierten Selbstverständnis, was zu einer statistischen Überrepräsentanz der Reformierten in den gesellschaftlich gehobenen Schichten (mit Ausnahme des Adels) führte.[52] Der liberale Geist der Gründerzeit grenzte sich vom „alten“, aristokratischen und katholischen – und überhaupt klerikalen – Österreich ab! Auch das dem Protestantismus innewohnende tendenziell demokratische Gesellschaftsbild traf sich mit den steigenden bürgerlichen Rechte durch den Erlass einer Verfassung und die zunehmende Emanzipierung des Bürgertums und in weiterer Folge der Arbeiterschaft durch die verschiedenen Wahlrechtsreformen.

Das bedeutet noch keineswegs, dass plötzlich alle Wiener heimliche Protestanten gewesen wären! Aber es soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass der zum Säkularismus eher als der Katholizismus neigende Protestantismus eher dem

Zeitgeist entsprach und als modern und mondän angesehen wurde als der Katholizismus.



oben: Die Prachtbauten der Ringstraße, v.l.n.r. das Parlament, das Rathaus, die Universität, dahinter die beiden Türme der Votivkirche, das Burgtheater (zeitgen. Foto); unten: Das Naturhistorische Museum (Foto: Trauner)

Das findet wohl seinen Ausdruck auch darin, dass die Votivkirche das einzige Kirchengebäude der Ringstraße ist; und der Bau dieser war eigentlich auch nicht Teil des städtebaulichen Programms der Ringstraße, sondern entsprang bereits 1853 der Initiative Erzherzog Ferdinand Max', des nachmaligen Kaisers Maximilian von Mexiko, anlässlich der Errettung seines Bruders Kaiser Franz Josephs bei einem Attentat im Februar desselben Jahres. Die Grundsteinlegung erfolgte im April 1856. Architekt der Votivkirche war jedoch einer der Vordenker der Ringstraße, Heinrich (von) Ferstel (1828–1883). Das Kaiserhaus selbst legte die Neogotik als Baustil fest, womit „eine gewisse Distanz zur Zeit vor 1848 und eine neue, liberale Einstellung zur Kunst dokumentiert werden".[53] Dass diese Liberalität doch Grenzen kannte, wird an einem letzten Stück antievangelischer Kunst deutlich: Ein Glasfenster, das in dieser Form allerdings erst nach 1945 entstand, zeigt die sog. Sturmpetition der protestantischen Stände, die im Juni 1619 von Kaiser Ferdinand II. die Gewährung der Religionsfreiheit erreichen wollten. Angesichts eines Kruzifixus widerstand aber Ferdinand und wies die Forderung ab.[54]

Die angesprochene gesellschaftliche Konstellation erklärt aber noch nicht vollends, warum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei einem Bevölkerungsanteil von rund 2 Prozent in Wien rund ein Drittel der Wiener Universitätsprofessoren evangelisch war.[55] Im Arkadenhof des neu geschaffenen Universitäts-

gebäudes, gewissermaßen der Hall of Fame österreichischer Wissenschaft, sind vielen dieser Wissenschaften auch Denkmäler gesetzt.[56]



oben: Die Neue Hofburg (Foto: Trauner); unten: Das geplante, aber nie realisierte Kaiserforum, das Hofburg, Museen und Hofstallungen verbinden sollte (zeitgen. Abb.)

Und es erklärt auch nicht, warum von den sieben bedeutenden Ringstraßenarchitekten fünf evangelisch waren, nämlich Theophil (von) Hansen (1813–1891),[57] Carl (von) Hasenauer (1833–1894), Friedrich (von) Schmidt (1825–1891) – er konvertierte allerdings 1857 zum Katholizismus, Gottfried Semper (1803–1879) und August Sicard von Sicardsburg (1813–1868). Zum Katholizismus bekannten sich Heinrich Ferstel und Eduard van der Nüll (1812–1868) bzw. ab 1857 Friedrich Schmidt. Wobei von den fünf Evangelischen immerhin drei reformiert (Hasenauer, Semper, von Sicardsburg) und nur zwei bzw. einer lutherisch (Hansen, Schmidt) waren, das reformierte Element also überdeutlich vorherrscht.

Von den sieben Angeführten stammen auch nur vier aus dem Habsburgerreich, und zwar aus Österreich Ferstel, van der Nüll und Hasenauer (hier finden sich also die beiden Katholiken), aus Ungarn von Sicardsburg. Hansen stammt aus Kopenhagen, Schmidt aus dem württembergischen Frickenhofen und Semper aus Hamburg.

Es wäre sicherlich verfehlt, zu glauben, dass die Intellektuellen (und als solche verstanden sich auch die Architekten) ihrer Konfession wegen ausgewählt wurden, oder noch verfehlter zu behaupten, sie wären deshalb oder gar ihrer Frömmigkeit

wegen zu höherer intellektueller Leistung fähig. Nicht deswegen, sondern weil das politische Klima die intellektuelle Avantgarde begünstigte, die in Österreich, das die Biedermeierzeit gerade hinter sich gebracht hatte, kaum zu finden war, jedoch in den mehrheitlich evangelischen Staaten v.a. Deutschlands schon zu Blühen begonnen hatte. Wobei es sein mag, dass religionssoziologisch hierbei ein gewisser, dem Protestantismus immer wieder zugeschriebener Fortschritts- und kultureller Gestaltungswille zum Ausdruck kommt,[58] wie ihn auch schon die Bezeichnung für die Auseinandersetzungen zwischen Deutschem Reich und katholischer Kirche – Kultur(!)kampf – suggerierte.

Jemandes Frömmigkeit oder konfessionelle Identität zu hinterfragen ist überdies ein schwieriges Unternehmen, weil objektive Kriterien fehlen, denn selbst die Schaffung kirchlicher Kunst lässt ja nicht zwingend auf einen starken Glauben schließen. Von manchen liegen eindeutige Glaubenszeugnisse vor, manche andere – wie bspw. Friedrich Schmidt, obwohl Pastorensohn – konvertierten zum Katholizismus, offenbar um noch erfolgreicher werden zu können.

Das gesellschaftliche Klima bevorzugte also die intellektuelle Avantgarde, die dem „alten" Österreich, schon allein wegen ihres Herkommens, fremd gegenüberstand und in gewissen Teilen tendenziell dem Protestantismus zuneigte.

Während die Fertigstellung der Abschnitte mit Wohnbauten im Bereich zwischen Urania und Schwarzenbergplatz relativ schnell abgeschlossen werden konnte, verzögerte sich der „offizielle" Teil der Ringstraße. Erst nach heftigen Interventionen beim Kaiser zur Auflassung und Verkauf „des" Paradeplatzes entschloss sich dieser zum Einlenken. Wohl stand hinter dieser Verschlossenheit des Kaisers auch eine gewisse Skepsis gegenüber der neuen Zeit (und v.a. ihrem Geist), die nun auch baulich – noch dazu im Bereich der Hofburg selbst! – Gestalt gewinnen sollte.

Denn die Ausdrucksform des liberalen Großbürgertums war weniger das Barock, die Kunst des triumphierenden Katholizismus und des Adels, als vielmehr der Historismus mit seinem Rückgriff auf griechische Vorbilder, die Gotik und die Renaissance.[59]

Neogotisch ist neben der Votivkirche (1856–1879) von Ferstel das Rathaus (1872–1882) von Schmidt, beide (bei der Gestaltung ihrer Werke) Katholiken. Die Neogotik war wohl jene Kunstrichtung, die noch am ehesten dem Selbstverständnis des „alten" Österreichs entsprach – aber sie weckt dabei aber durchaus Assoziationen mit der großen deutsche Tradition auch Österreichs, das Rathaus auch ganz gezielt außerdem mit dem mittelalterlichen, selbstbewussten Bürgerwesen.

Neorenaissance findet sich bei der Oper (1863–1869) von van der Nüll und von Sicardsburg, bei den Museen (1872–1881) – d.h. dem Kunst- und dem Naturhistorisches Museum – von Semper und Hasenauer, beim Universitätsgebäude (1873–1883) von Ferstel, beim Burgtheater (1874–1888) von Semper und Hasenauer und bei der (Neuen) Hofburg (1881–1913) im Wesentlichen von Hasenauer.

Deutlicher als die Neogotik atmete den Geist der Gründerzeit die Neorenaissance mit ihrem nicht zu übersehenden Zusammenhang mit der Reformation – die man mühsam im Zuge der Gegenreformation bzw. katholischen Erneuerung überwinden hatte können, wobei die Freude darüber dann im Barock zum Ausdruck kam.

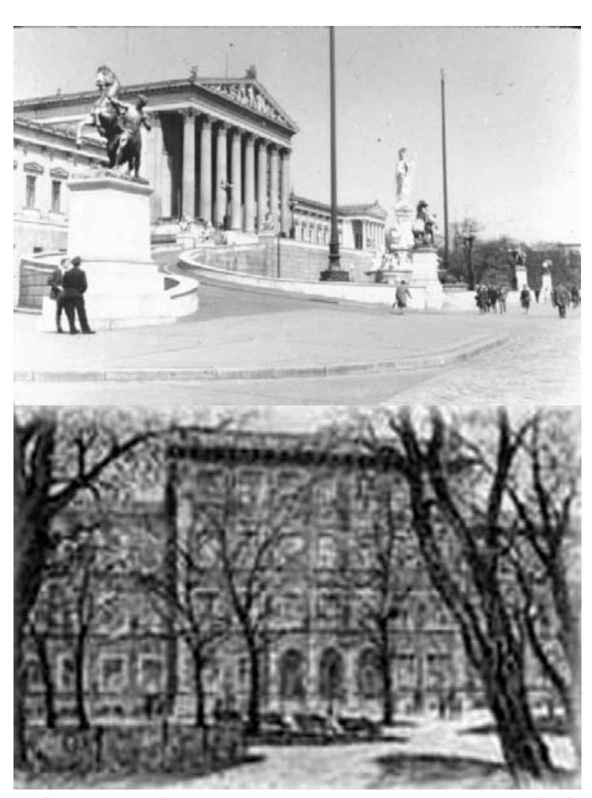
Das Streben nach humanistischem Wissen passte natürlich auf den ersten Blick vorzüglich zum intellektuellen Bereich sowohl der Museen als auch der Universität. Aber dass auch die Kunst – ausgedrückt in der Oper und im Burgtheater – diesem Ideal unterstellt wurden, ist beachtlich. Es ist dies ein Schritt weg von der höfischen Kunst und Wissenschaft hin zu einem liberalen Verständnis des Intellekts.

Es mag auf der anderen Seite kein Zufall sein, dass gerade der Bau der Hofburg, ebenfalls im Renaissancestil, eigentlich nie fertig wurde. 1881 nach dem Großkonzept Sempers und den Einzelplanungen Hasenauers angefangen und 1894 bei dessen Tod im Äußeren fast fertiggestellt, verzögerte sich die Vollendung offiziell bis 1913, wobei die Innenarbeiten nach wie vor nicht abgeschlossen worden waren. Kaiser Franz Joseph zeigte kein besonderes Interesse an der Vollendung des Baus mehr.[60]

Das der Hofburg schräg gegenüberliegende Parlament (1874–1883) von Hansen ist vollends im neoattischen Stil errichtet. Der Stil erinnert sehr bewusst an die Wiege der Demokratie in Griechenland – der Kaiser hatte noch bis 1860 neoabsolutistisch regiert![61]

Wenn weiter oben die Frage nach der Praxis pietatis protestantica der Ringstraßenarchitekten aufgeworfen und festgestellt wurde, dass diese bei der Ringstraße auch deshalb nicht zum Ausdruck kommt und kommen kann, weil es sich eben um eine „profane“ Straße handelt, so ist auf ein wichtiges Detail aufmerksam zu machen. Neben der Votivkirche, die streng genommen nicht zum Ringstraßenprogramm zu zählen ist, findet sich tatsächlich ein – nur ein! – Gebäude mit kirchlichem Bezug im Ringstraßenprogramm, und zwar die „protestantische Schule“,[62] heute die Evangelische(n) Schule(n) am Karlsplatz.

Errichtet wurde diese 1861 bis 1862 von Hansen in dem ihm typischen Stil („Hansen-Stil“) als Backsteinbau bezeichnenderweise in italienischer Renaissance. An der Hauptfront über dem einladenden Schuleingang wurden vier Evangelistenstatuen des altkatholischen Bildhauers Vinzenz Pilz (1816–1896) aufgestellt.[63] Der schon angesprochene evangelische Bildungsanspruch paarte sich hier mit dem intellektuellen Anspruch der Gründerzeit und fand einen repräsentativen Ausdruck.

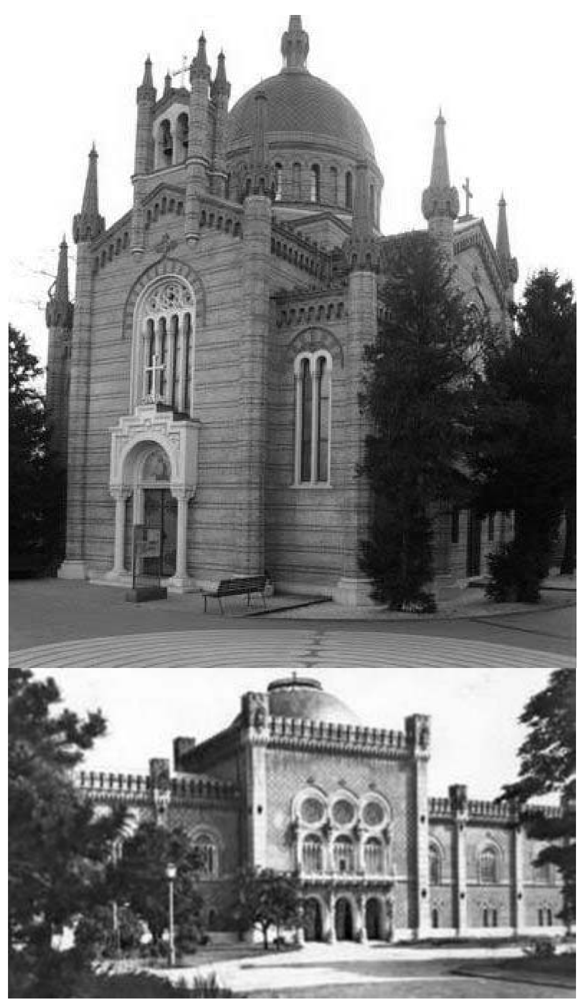


oben: Das Parlament (Foto: Trauner); unten: Die Evangelische Schule am Karlsplatz (Foto: Evang. Volksschule Karlsplatz)

Hansen war überdies auch als Kirchenarchitekt tätig. Er hatte seinerzeit schon an der Erbauung der Gumpendorfer Kirche unter Ludwig Christian Friedrich Förster mitgewirkt. Zu seinen wichtigen Kirchenbauten gehörte auch die 1858 im byzantinischen Stil – eine damals beliebte Stilrichtung, vergleicht man auch das ebenfalls von Hansen erbaute Wiener Arsenal (Wien III., Ghegastraße) – errichtete Kapelle für den Evangelischen Friedhof Matzleinsdorf (heute Christuskirche; Wien X., Triesterstraße 1). Eine Adaptierung erfolgte, als die Kapelle 1899 zur Kirche der neugeschaffenen Pfarrgemeinde Favoriten wurde.

Der Zentralbau aus rot- und gelbgeränderten Ziegeln ist vielfältig gegliedert. Zur Auflösung der Wände tragen die schmalen romanisierenden Fenster, ein umlaufendens Rundbogenfries, Ecktürmchen an den Gebäudekanten und Fialen über dem Eingang bei. Den Grundriss bildet ein lateinisches Kreuz mit anschließender Apsis unter einer Zentralkuppel über dem Vierungsquadrat. Als (ehemalige) Friedhofskapelle hat auch sie keinen Turm.[64] Das ursprünglich vorhandene

Fresko stammte von Carl Rahl (1812–1865), ebenfalls einem Protestanten.



oben: Die Christuskirche in Matzleinsdorf; unten: Das Arsenal, beide Gebäude sind nach Plänen von Theophil von Hansen errichtet (Fotos: Trauner)

Am evangelischen Matzleinsdorfer Friedhof finden sich die Grabmäler zahlreicher bekannter Protestanten, u.a. auch Carl Hasenauers, Emil von Försters, des Schriftstellers Friedrich Hebbel († 1886), des Burgtheaterdirektors Heinrich Laube († 1884) oder auch der Schauspielerin Adele Sandrock († 1937) sowie Friedrich Ferdinand Graf Beusts († 1886), der 1867 mit dem Ausgleich Österreichs mit Ungarn die politische Basis der Doppelmonarchie gelegt hatte. Auch die Grabmäler Johannes Brahms‘ († 1897) und Theophil von Hansens befand sich ursprünglich hier, bevor sie in Ehrengräber des Zentralfriedhofs umgebettet wurden.[65]

Die Christuskirche ist nach der Lutherischen Stadtkirche (Wien I., Dorotheergasse 18), der Garnisonkirche, der Reformierten Stadtkirche und der Gumpendorfer Kirche die fünftälteste evangelische, die drittälteste als evangelisches Gotteshaus gebaute Kirche Wiens.

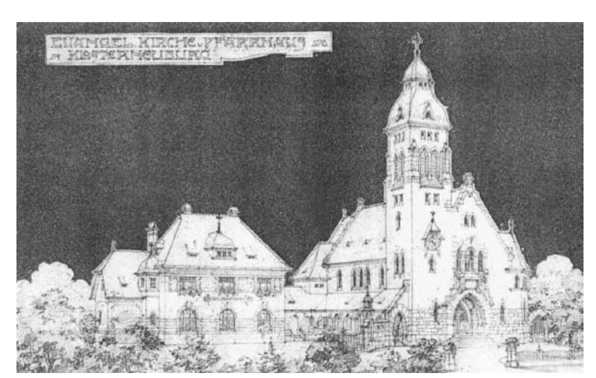
Danach erfolgte relativ lange kein Bau einer evangelischen Kirche. Es dauerte bis in die 1880er Jahre, bis entsprechende Pläne entwickelt wurden.

Dazwischen nahm die Evangelische Kirche eine rasante Entwicklung. Aus dem Aschenputtel-Dasein der Toleranz- und Biedermeierzeit war sie zu einer anerkannten gesellschaftlichen Größe geworden, die Mitgliederzahlen waren gewachsen. Zum Bürgertum zählten ca. 4 bis 7 Prozent der Bevölkerung, rund ein Drittel davon waren Protestanten.[66] Die Kirche hatte sich konsolidiert.



Die (heutige) Lutherkirche in Währing, der erste evangelische Kirchenbau mit Turm in Wien (zeitgen. Foto)

In den wachsenden Vororten institutionalisierten sich ab den 1880er Jahren die Evangelischen, so auch in Hernals, das wie die anderen Vororte auch 1890 eingemeindet wurde.[67] Schon knapp danach wurde der Entschluss gefasst, eine eigene Kirche auf einem schon zuvor erworbenen Grundstück zu bauen. Nach einer Ausschreibung wurden die Architekten Theodor Karl Bach (1858–1938) und Ludwig Schöne (1845–1935), beide evangelischer Konfession, mit der Bauausführung beauftragt. Bach stammte aus Wien, Schöne aus Leipzig, war aber bereits seit 1871 in Wien tätig. Interessant an diesem Bauprojekt ist, dass es sich nicht bloß um einen Kirchenbau handelt, sondern um ein größeres Projekt: den sog. Lutherhof mit Pfarrhaus, Volksschule, Wohnhäusern und Kirche. Der Lutherhof sollte gewissermaßen eine evangelische Insel bilden. Die seit 1918 so heißende Lutherschule wurde 1906 eröffnet und erreichte 1910 das Öffentlichkeitsrecht.[68]



Die Pläne für die Kirchen- und Pfarrhausbau in Klosterneuburg; nur das Pfarrhaus wurde realisiert (Foto: Evang. Pfarrgemeinde Klosterneuburg)

Protektor des Kirchenbaus war Herzog Adolf von Nassau (1817–1905), der bis zu seiner Ernennung zum Großherzog von Luxemburg im Jahr 1890 in Wien lebte. 1897 fand schließlich die Grundsteinlegung der Kirche unter Anwesenheit Bürgermeister Karl Luegers, weiterer Vertreter der Stadt Wien, des Kultusministeriums[69] und der Kirchenbehörden statt. Am 2. Dezember 1898, am Tag des 50-jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs fand die Einweihung der Kirche statt, die offiziell „Evangelische Kaiser Franz Joseph-Jubiläumskirche“ genannt wurde. Anwesend war u.a. der – evangelische – niederösterreichische Statthalter Erich Graf Kielmannsegg (1847–1923) und Bürgermeister Lueger. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Kirche in „Lutherkirche“ umbenannt.

Die Kirche ist im Inneren wie im Äußeren im neugotischen Stil als Backsteinbau ausgeführt. Sie hat neben den vier Ecktürmen auch einen 64 Meter hohen Turm und ist damit die erste evangelische Kirche Wiens mit Turm. Die Verwendung der – damals schon konservativen – Neogotik wie auch die Namensgebung verdeutlichen das nun gewandelte Selbstverständnis der Evangelischen. Die Kirche vermittelt ein „katholisierendes“[70] Kirchenverständnis.

Es ist die erste evangelische Kirche Wiens, die – salopp ausgedrückt – so aussieht, wie man sich eine Kirche landläufig vorstellt: Der Bau ist kreuzförmig, das Langhaus besteht aus dem Haupt- und zwei Seitenschiffen. Die Innengestaltung wurde – für damalige Verhältnisse – protestantisch schlicht gehalten: eine Ornamentierung findet sich nur bei den Gewölberippen, den Gewölbegurten und den Bündelpfeilern. Blickfang ist die überlebensgroße Figur, die den segnenden Christus darstellt, und die in der Tradition des Thorvaldsen-Christus[71] steht. Auch sie unterstreicht den eher konservativen Charakter der Kirche, die dem Eisenacher Regulativ des Jahres 1861 entspricht. Hier heißt es (§ 8, 2): „Den Altar hat als solchen, soweit nicht confessionelle Gründe entgegenstehen, ein Cruzifix zu bezeichnen, und wenn über dem Altartische sich ein architektonischer Aufsatz erhebt, so hat das etwa damit verbundene Bildwerk, Relief oder Gemälde, stets

nur eine der Hauptursachen des Heils darzustellen.“

Ein peinliches Detail darf nicht verschwiegen werden, wirft aber auch ein bezeichnendes Licht auf die nicht vorhandene evangelische Kirchenbautradition Österreichs: Beim Bau wurde die Kanzel vergessen und wurde erst später dazugebaut.

In den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg „(kündigte) sich in der Auseinandersetzung der Gesellschaftsklassen und der Nationalitäten Österreichs schon eine neue politische Welt an“.[72] Doch der Nationalitätenkonflikt, der durch die Los von Rom-Bewegung durchaus auch eine konfessionelle Seite aufwies, brachte in Wien keine baulichen Denkmäler hervor.

Und dennoch ist ein Projekt zu nennen, weil es – nachdem es zu einem Stillstand gekommen war – fast 100 Jahre später seine bauliche Fortsetzung in einer künstlerisch bedeutenden Art finden sollte: Der Kirchenbau in Klosterneuburg. Die Los von Rom-Bewegung bedingte ein steiles personelles Anwachsen der Evangelischen Kirche, was einen Ausbau der kirchlichen Strukturen zur Folge hatte. Neue Gemeinden gründete sich, wie eben z.B. in Klosterneuburg, die 1903 als Filialgemeinde von Wien-Währing gegründet wurde.[73]

In Klosterneuburg sollte eine Kirche entstehen – die Pläne stammen vom Protestanten Eduard Kramer (1874–1943),[74] einem Schüler Otto Wagners –, die ganz dem Gefühl dieser neuen Zeit entsprach: Die „feste Burg“ Martin Luthers sollte Gestalt gewinnen, trutzig, und doch zweckdienlich und modern.[75] Doch die geplante Kirche mit sehr deutlichen Jugendstil-Elementen kam nie zur Ausführung, nur das dazugehörige Pfarrhaus wurde 1908 fertiggestellt.

Die Welt um 1900 trug aber auf jeden Fall schon den Keim der künftigen Entwicklung in sich, und auch die „Künstler Wiens (befanden sich) auf zukunftsweisenden Wegen“.

Der Aufbruch in die Avantgarde: Der Jugendstil

Obwohl wichtige Künstler, die die Kunst der vorvergangenen Jahrhundertwende mitgeprägt haben, Protestanten waren und auch das Hauptwerk des österreichischen sakralen Jugendstiles die allgemein sogar nach ihm benannte Otto-Wagner-Kirche[76] am Steinhof vom Protestanten Wagner entworfen wurde, so gibt es doch in Wien keine einzige evangelische Kirche dieses Stils. Dies hängt einerseits an seiner zeitlich doch relativ kurzen Begrenzung, entscheidender aber wohl davon ab, dass gerade in dieser Zeit keine Pfarrgemeinde als Bauträgerin

auftrat. Die einzige Ausnahme wäre zeitlich gesehen die Gemeinde Leopoldstadt, doch war 1914 die Hochblüte des Jugendstils bereits vorbei, zudem haben sich die Verantwortliche, wie weiter unten ausgeführt wird, bewusst für andere Stilformen entschieden.

Bezeichnend freilich für die Akzeptanz von Künstlern ist ein Vorfall während der Baugeschichte der Otto Wagner Kirche. Obwohl es im niederösterreichischen Landtag wegen des „närrischen assyrisch-babylonischen Stils“ heftige Ausfälle gegen die geplante Kirche gab, so waren die Entscheidenden doch von der bahnbrechenden Tat durch die Gestaltung Wagners überzeugt. Anklang fanden auch die für den Inneneindruck so wichtigen Fenster nach den Entwürfen Kolo Mosers. Als dieser jedoch, ausgelöst durch seine Eheschließung, vom Katholizismus zum Protestantismus konvertierte, verhinderte die Kirche seine Mitarbeit bei der Gestaltung des beherrschenden Mosaiks über dem Hochaltar. Das Ganze zog sehr weite Kreise bis in den Gerichtssaal, da einerseits gültige Verträge vorlagen, andererseits auch Moser auf seine geistige Urheberschaft pochte. [77]

Dennoch sind bis heute im Sinne der anfänglich erläuterten „Ars protestantica“ ganz wichtige Spuren evangelischen Kunstschaffens im Wiener Stadtbild spürbar, allein die vielen Bauten Otto Wagners (Stadtbahnstationen, die Kirche am Steinhof, seine Häuser an der Wienzeile, die Postsparkasse) prägen es.

Otto Wagner beschreibt in seinem Hauptwerk „Die Baukunst unserer Zeit“ (1895) die Grundsätze seines Verständnisses. Es gehe um „Komfort“, und es wird „heute schon alles als fehlerhaft bezeichnet, das seinen strikten Gesetzen widerspricht. Zwei Bedingungen sind es, welche als Kriterien zu gelten haben und deren Erfüllung die moderne Menschheit fordert: Größtmöglichste Bequemlichkeit und größtmögliche Reinlichkeit.“[78] Oberstes Ziel muss es sein, dass „die Erscheinung und die Funktionen des Bewohners … mit der Raumerscheinung eins sein (sollen)“.[79] Denn „es ist eben ein künstlerisches Unding, wenn Menschen in Salon-, Lawntennis- und Radfahrkostümen, in Uniformen oder karrierter Hose in Interieurs ihr Dasein fristen, welche in Stilen vergangener Jahrhunderte durchgeführt erscheinen.“[80]

Dieser Ansatz, mit dem er sich ausdrücklich vom Historismus entfernt, wird von Wagner auch auf den Kirchenbau übertragen, indem er z.B. die von Ferstel erbaute Votivkirche hart kritisiert, auch wenn er dem Bauwerk zugestehen muss, dass es bei den Wienern Gefallen findet. Aber: „Wie bei allen Kirchenbauten aus dieser Zeit ist auf das zweckliche und technische Moment von dem ausführenden Architekten gar keine Rücksicht genommen. Es waren diesen und den anderen Herstellern von Kirchen völlig gleichgültig, beispielsweise Fragen zu lösen,

wie: Sehen alle Kirchenbesucher den Hochaltar und die Kanzel? Ist die Kirche hygienisch …, ist sie akustisch, ist sie licht …? Sind die verwendeten Konstruktionen der Raumüberdeckung die einfachsten und ökonomischsten? Entsprechen diese Konstruktionen unserem kulturellen Fortschritte? Ist für Reparaturfreiheit möglichst gesorgt? Ist der Kirchenraum heizbar, sind die Zugänge bequem und sicher? Ist ein Rettungszimmer etc. vorhanden? Ist Zugluft möglichst abgehalten? u.s.v.a.“[81]



Die Otto Wagner-Kirche am Steinhof (Foto obem: Gemeinhardt; unten: Swoboda)

Beim Kirchenbau am Steinhof ging es Wagner darum, genau diese Fragen zu beantworten, was z.B. bezogen auf die Frage der Hygiene angesichts dessen, dass es sich um die Kirche einer Krankenanstalt handelt, von besonderer Bedeutung war.

Zu den Gründungsmitgliedern der Künstlervereinigung „Secession“ deren Schaffen oft als Synonym für Jugendstil genannt wurde, zählen etliche Evangelische, darunter etwa Kolo Moser (1868–1918) oder Otto Wagner (1841–1918), den Ehrenvorsitz übernahm der evangelische Rudolf von Alt (1812–1905). Über dem Eingangstor des 1898 von Josef Maria Olbrich geschaffenen Ausstellungsgebäudes der Secession prangt der vom Protestanten Ludwig Hevesi (1843–1910) geprägte Spruch: Der Zeit ihre Kunst – Der Kunst ihre Freiheit. Hevesi hat als Schriftsteller und Kunstkritiker wesentlichen Anteil an der Förderung der Moderne. Ein Mitarbeiter Wagners, der evangelische Architekt Josef Hoffmann

(1870–1956) war ebenfalls Mitbegründer der „Secession“, später der „Wiener Werkstätte“ und des „Werkbundes“.



oben: Die von Otto Wagner nach seinen Grundsätzen entworfenen Stadtbahnstationen (heute U-Bahn-Stationen), hier die Station Gumpendorf; unten: Die Verklärungskirche in der Leopoldstadt, nach den Plänen von Theiß und Jaksch gebaut (Fotos: Trauner)

Ein Kirchenbau, dessen Fertigstellung sich durch Jahrzehnte hinzog, ist die Verklärungskirche in der Leopoldstadt (Wien II., Am Tabor 5). Nach Plänen der Wiener Architekten-Dioskuren Siegfried Theiß und Hans Jaksch[82], die zu den meist beschäftigten Architekten ihrer Zeit zählten, wurde im Frühjahr 1914 mit den Bauarbeiten begonnen. Trotz des Kriegsausbruches war ein Weiterbau möglich, doch geriet der Bau bald infolge Materialknappheit und mangels Arbeitskräften ins Stocken; von den geplanten drei Baugruppen – Kirche, Pfarrhaus, Gemeindehaus – wurde nur das Pfarrhaus fertiggestellt. Die Runderker am dessen beiden Ecken, deren Flächen zwischen den Fenstern mit Reliefs geschmückt sind, sowie der torusartige untere Übergang zu der Mauer wirkt eher modern, während das Walmdach mit den spitzübergiebelten Gaupen, die Fensterläden im Obergeschoss und der rustizierte Sockel von der Heimatschutzarchitektur beeinflusst erscheinen.

Erst nach fast zehnjähriger Pause konnte der Bau der Kirche in Angriff genommen werden. Da die vorhandenen Geldmittel durch die Währungskrise fast vollständig entwertet waren, musste auf den Bau des Gemeindehauses verzichtet werden. Obwohl die Planung für den gesamten Bau vor dem ersten Weltkrieg bereits abgeschlossen war, sahen sich die Architekten durch die Forderung nach

außerordentlicher Sparsamkeit und durch geänderte baukünstlerische Gesinnung veranlasst, den vorliegenden Entwurf nicht in allen Details zu übernehmen. Der zwischen Kirche und Pfarrhof geplante mächtige Turm wurde zunächst nicht gebaut, er wurde erst 1965 in wesentlich verkleinerter Form errichtet. Dem Haupteingang wurde eine Arkadenvorhalle mit einfachen Rundbögen vorgebaut, auf Ornamente wurde verzichtet. Darüber erhebt sich nunmehr eine glatte, nur durch ein Steinkreuz und die Figuren von Paulus und Johannes geschmückte Giebelwand. Diese Hauptfassade, die durch die Vorhalle und die beiden mächtigen Treppentürme fast ein wenig an ein Westwerk mittelalterlicher Kirchen erinnert, orientiert sich, so wie die gesamte Anlage, jedoch stark an der süddeutschen Heimatschutzarchitektur.[83] Die Einweihung der Kirche erfolgte am 28. November 1926.

Der tonnenüberwölbte Kirchenraum besitzt einen Mittelgang und zwei mit Halbtonnen abgedeckte und durch Rundbogenarkaden gegen das Hauptschiff getrennte Seitengänge, wodurch fast ein dreischiffiges, basilikales Schema erkennbar wird, ebenfalls ein häufiger Topos der Heimatschutzidee. Über den Arkaden befinden sich anstelle der ursprünglich geplanten Bogenfenster rechteckige Fenster mit einfacher ornamentaler Verglasung. Der Hauptraum sollte ursprünglich mit einer verzierten Holztonne abgeschlossen werden, wurde dann aber tatsächlich in der neueren und moderneren Rabitzkonstruktion, einem Draht-Ziegel-Gitter ausgeführt. Dadurch entsteht ein willkommenes Kasettenmotiv, das auch akustische Vorteile bringt und eine bessere Hörbarkeit des Predigers im gesamten Kirchenraum zur Folge hat.

Der um sechs Stufen erhöhte halbkreisförmige tiefgrüne Altarraum wird rechteckig in die Stirnwand eingeschnitten. Die einzige bildliche Darstellung befindet sich in dem runden, bogenförmig abgeschlossenen Giebelfeld über dem Altarraum. Das Fresko von Adolf Wolf-Rothentan[84] zeigt die Verklärung Jesu am Berg Tabor, sicherlich eine Anspielung auf den Standort der Kirche in der Straße „Am Tabor". Die Orgelempore ist gegenüber dem Altarraum angeordnet, dem Charakter des Kirchenraumes entsprechend mit einer geraden und glatten Brüstung, nur die symmetrisch in geschwungenen Linien angeordneten Pfeifen bringen etwas Bewegung in den strengen, wuchtigen Innenraum.[85]

Die Stagnation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Die Kennzeichnung der Zwischenkriegszeit als Periode einer Stagnation verführt zu frühzeitiger allgemeiner Abklassifizierung. Es stimmt, dass die Evangelische Kirche v.a. in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch der Monarchie, mit der man sich nach jahrhundertelangen, die Substanz evangelischen Lebens ge-

fährdenden Querelen endlich arrangiert hatte, auch in eine gewisse Sinnkrise schlitterte, während der Katholizismus als „Staat im Staat“ die Situation besser meistern konnte und deshalb für viele, gerade auch Intellektuelle und Protestanten, eine Faszination ausüben konnte.[86]

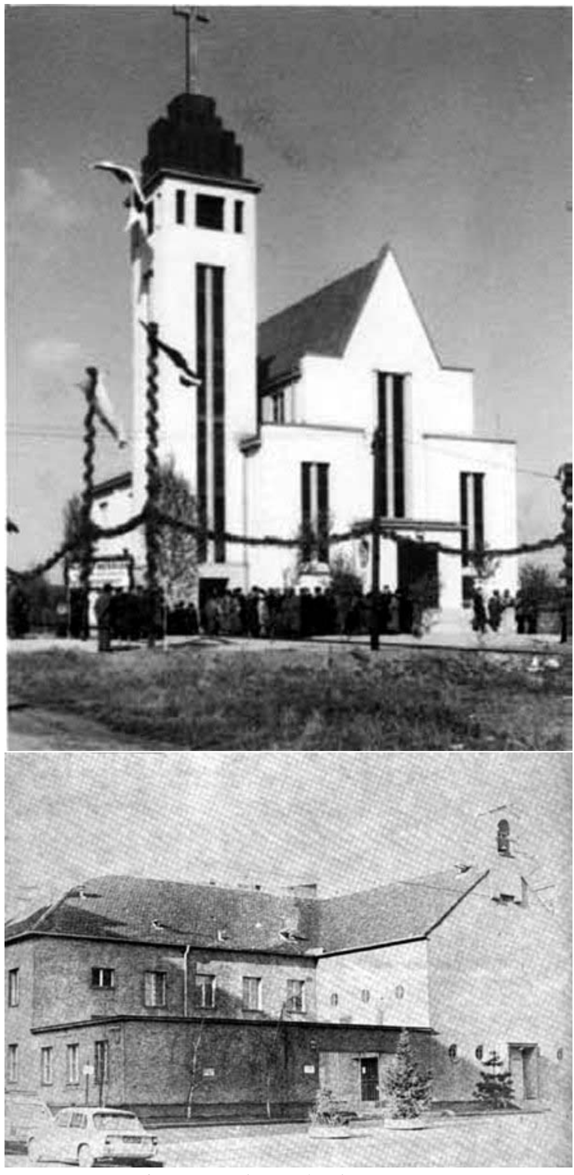
Das evangelische Element der österreichischen Gesellschaft, das bislang eine Vorreiterrolle innegehabt hatte, erlebte eine Stagnation, woran auch manche Gegenbeispiele nichts ändern können. Es war nicht mehr en vogue, evangelisch zu sein.



Die Kreuzkirche in Hietzing wurde nach den Plänen von Niemann gebaut, die Jugendstilfresken - hier der Erzengel Michael - stammen vom Gemeindepfarrer Erwin Schneider (Foto: Evang. Pfarrgemeinde Wien-Hietzing)

Neue Kirchenbauten gab es nur drei: Auf lutherischer Seite wurde 1931 die Kreuzkirche in Wien-Hietzing (Wien XIV., Cumberlandstraße 48) errichtet. Die Pläne stammen von Architekten Theophil Niemann (1883–1962), einem (evangelischen) Patenkind von Theophil von Hansen. Die Ausgestaltung des Innenraumes erfolgte durch den damaligen Pfarrer der Gemeinde, Erwin (Carl Wolfgang) Schneider (1918–2004). Die Kirche atmet trotz der relativ konservativen fast gotisierender Konzeption den Geist des Art Déco, und entsprach dadurch ganz dem Zeitgefühl.[87]

Dem Stil der Neuen Sachlichkeit verpflichtet ist die Johanneskirche in Liesing (Wien XXIII., Dr. Andreas Zaillergasse 3), die in den Jahren 1930 bis 1935 errichtet wurde. Die erste Planung stammte von Friedrich (Fritz) Sobotka (1871–1948) gefolgt, doch wurde während des Baus, im Jahr 1934, Henry Lutz (1896–1968), der auch Gemeindeglied war, mit der weiteren Bauausführung beauftragt, weil er einen moderneren baulichen Ansatz befolgte; er änderte die Baupläne deutlich ab. Lutz‘ Pläne waren insofern bemerkenswert, weil die Johanneskirche die erste Kirche Europas mit einer Betonkonstruktion war. Die freistehenden, tragenden Säulen sind optisch den „Betenden Händen“ Albrecht Dürers (1508) nachempfunden.[88]



oben: Die Johanneskirche in Liesing (Foto: Evang. Pfarrgemeinde Wien-Liesing); unten: Die Zwinglikirche (Foto: Evang. Pfarrgemeinde H.B. Wien-West)

Endgültig in der Zeit des Ständestaates wurde das evangelische Element der österreichischen Gesellschaft in die Defensive gezwungen. Denn gleichzeitig mit dem Entstehen des Ständestaates (1933/34–1938) unter Kanzler Engelbert Dollfuß (ermordet 1934), vollendet unter

Kanzler Kurt von Schuschnigg, die sich mit ihrem Österreich auf die staatstragende Macht der katholischen Kirche abstützten, erwuchs aus dem Protestantismus so etwas Ähnliches wie eine Gegenkultur, die jedoch starke Anlehnung an das Deutsche Reich, seit 1933 unter der Kanzlerschaft Adolf Hitlers, suchte.

Ein – heute nicht mehr vorhandenes – Bildwerk und die damit verbundenen Streitigkeiten mag das illustrieren. Der durch die Los von Rom-Bewegung der ausgehenden Monarchie geprägte (evangelische) Jurist Hadmar Schandl (1882–1949), der sich in Grinzing (Wien XIX., Cobenzlgasse 9) niedergelassen hatte, geriet bald wegen seiner Einstellung in Konflikt mit dem dortigen katholischen Pfarrer. Als dieser ihn in einer Predigt abkanzelte, reagierte Schandl darauf, indem er im Hof seines Hauses ein Fresko an die Wand malen ließ, das Martin Luther in voller Größe darstellte, wie er die Aufschrift „Ein feste Burg ist unser Gott" an einer Kirche anbringt. Darunter fliehen Teufel und Papst, jener als Tod dargestellt. Schandl, der seinen Hof einem Weinhauer als Schenke zur Verfügung gestellt und damit das Bild öffentlich gemacht hatte, wurde daraufhin im Dezember 1934 wegen Religionsverunglimpfung zu drei Wochen bedingtem strengen Arrest verurteilt.[89]

Der dritte Kirchenbau atmet in einem gewissen Sinn diese neue, eher bedrängende politische Situation, als der Ständestaat Gegenwart und das Dritte Reich nicht mehr allzuferne Zukunft war. Es handelt sich dabei um die Zwinglikirche (Wien XV., Schweglerstraße 39) der Pfarrgemeinde H.B. Wien-West. Die schlichte, kleine Kirche mit dem Glockenturm auf der Giebelfront und dem angebauten Gemeindehaus wurde in den Jahren 1936 bis 1937 von dem evangelischen Architekten Siegfried Theiß (1882–1963) und seinem katholischen langjährigen Partner Hans Jaksch (1879–1970)[90] ganz im Stil der Zeit geplant und errichtet.[91]

In der Jahrzehnte währenden Arbeitsgemeinschaft der beiden Architekten haben sich beide wiederholt mit evangelischem Kirchenbau beschäftigt, Siegfried Theiß mehrfach auch theoretisch. Unter den 16 Kirchenentwürfen befindet sich ein einziger (eher später entstanden (1950) und auch nicht angenommen) für eine katholische Kirche, sechs davon gelangten zur Ausführung. Theiß & Jaksch intendierten bei ihren Kirchenbauten keine „Stilreinheit" mehr, sondern erzielten mittels verschiedener Elemente, die dem mittelalterlichen Baurepertoire entlehnt waren, einen vagen assoziativ „gotischen" Charakter. Die hell verputzten Baukörper mit Hausteinsockel und die Anwendung des Hallenschemas machten ihre Kirchenräume zu zeitgemäßen Versammlungsräumen für die Gläubigen. Siegfried Theiß galt in der Partnerschaft als der kreative, künstlerische Teil. Durch seine langjährige Lehrtätigkeit war Theiß aber auch für die nächste Architektengene-

ration maßgeblich, eine Unzahl von Schülern und Mitarbeitern wurde von ihm geprägt.[92]

Größeren baulichen Ausdruck fand diese zeitlich zwar relativ kurze, von ihrer Wirkungsgeschichte her jedoch sehr prägende Zeit ebenso wenig wie die sieben Jahre, in denen Österreich als Ostmark Teil des Großdeutschen Reichs war.

Die Zeit der Zweiten Republik

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg waren staatlich wie auch kirchlich durch eine Neukonsolidierung geprägt, wobei vieles, das in der Zwischenkriegszeit zu keiner Erledigung gekommen war, nun auf den Trümmern des Zweiten Weltkriegs geregelt werden konnte. Das betraf kirchlich bspw. die Neugliederung der Evangelischen Kirche in Österreich. 1946/47 wurde Wien eine eigenständige Superintendenz A.B.,[93] mit der neuen Kirchenverfassung des Jahres 1949, durch die aus der einen Pfarrgemeinde Wien zahlreiche Einzelgemeinden wurden, kam es zu einer starken organisatorischen Entwicklung.

Kirchenbaulich ging es zunächst in erster Linie um den Wiederaufbau der beschädigten oder zerstörten Kirchen und kirchlichen Liegenschaften. Diese Arbeit dauerte in ihrer Gesamtheit oft Jahrzehnte. Ein Beispiel dafür sind die Fenster der Christuskirche von Theophil Hansen. Über die ursprüngliche Verglasung der Kirche zur Zeit ihrer Erbauung gibt es keine verfügbaren Unterlagen. Wahrscheinlich bunte Fenster müssen bald durch Milchglasscheiben ersetzt worden sein, die jedoch im Weltkrieg zerstört wurde. Zwar wurden diese Schäden notdürftig behoben, die Situation war aber nicht zufriedenstellend.

Ab 1968 begann man deshalb mit einer Neuverglasung ganz im Stil der Zeit. Die Pläne für die Fenster in der Apsis und für vier weitere Fenster stammen von Günther Baszel (1902–1973), einem evangelischen Künstler.[94] Er verstarb jedoch, bevor er alle Fenster der Christuskirche vollenden konnte. Erst rund zwanzig Jahre später (1989/90) wurde die Verglasung mit vier weiteren Fenstern von Ernst Bauernfeind (* 1922), die den Stil Baszels in moderner Form aufnehmen, vollendet.

Die Motive der Fenster nehmen die Umgebung der Kirche, den Evangelischen Friedhof Matzleinsdorf, auf: Die Glasfenster zeigen Geschichten, die vom Tod zum Leben führen. Sie sind damit „stumme Predigten“, die den Betrachter einladen, sich in der Nachfolge Christi auf Gottes Weg mit den Menschen einzulassen.[95]

Die Entwicklung der Superintendenz A.B. Wien war trotz aller Probleme rasant: 1947 standen den Wiener Gemeinden 11 Kirchen und 7 Kapellen bzw. Betsäle zur Verfügung, 1995[96] waren es 36 Kirchen und 2 Kapellen bzw. Betsäle.[97] Dazu kam noch der Bau der Erlöserkirche der Pfarrgemeinde H.B. Wien-Süd.

„Doch das Problem vieler dieser Kirchenbauten war das Fehlen einer zureichenden Kirchenbautheorie sowie das zunehmende Auseinanderfallen von künstlerischem Anspruch und Wünschen der Gemeinden im Blick auf den baukünstlerischen Schmuck."[98] Verstärkt wurde diese Tendenz durch einen chronischen Finanzmangel. „Es kann daher gesagt werden, daß nur wenige der Neubauten Anspruch auf eine besondere künstlerische oder architektonische Leistung erheben können. Damit teilen diese evangelische Kirchenbauten in Wien die Tendenz und die Wertigkeit mit dem größten Teil der nach 1945 errichteten Sakralbauten überhaupt."[99] Und doch findet man manche Perle!

Bereits wenige Jahre nach Ende des Krieges ging man an die Planung einer Reihe von Neubauten, wobei auch im Umfeld Wiens, das zum Teil zur Superintendenz Wien gehört(e), mehrere Kirchenneubauten statt fanden.[100] Wichtige Kirchenbauarchitekten der Zeit dieses Kirchenaufbaus waren die Protestanten Sepp Schuster (1924–1999), Rudolf Angelides (1917–2000) und Roland Moebius (*1929). Bewusst traditionelle Formen, aber im Formenkanon seiner Zeit, verwendete Sepp Schuster. Er schreibt „ ...daß wir, wenn wir ein ‚Haus Gottes' bauen, verpflichtet sind, solche Formen zu wählen, daß diese vor unserem Christentum Bestand haben". [101] In der 1955/56 entstandenen Donaustädter Bekenntniskirche (Wien XXII., Erzherzog-Karl-Str. 147) sind die Formen der 50er Jahre, vor allem in der Innenausstattung geradezu archetypisch verwendet.[102]

Eine besondere Note bekam der Kirchenbau, wenn sie in neu angelegten Siedlungen von nach Österreich geflüchteten Volksdeutschen aus Ost- und Südosteuropa (zumeist Gebieten, die zuvor Teil der Habsburgermonarchie gewesen waren) liegen. In Lainz enstand so 1957 bis 1960 die von Rudolf Angelides, einem Schüler Clemens Holzmeisters, geplante Friedenskirche (Wien XIII., Jagdschloßgasse 44). Die Neusiedler-Baugenossenschaft hatte hier die so genannte Wartburg-Siedlung erbaut, um den vorwiegend evangelischen Flüchtlingen aus Siebenbürgen eine neue Heimat zu bieten.[103]

Der bekannteste unter den Kirchenbauarchitekten ist jedoch Roland Rainer (1910–2004), der – sieht man von einer konfessionellen Absenz ab – evangelisch war.[104] Als hundertste evangelische Kirche Österreichs wurde 1962/63 nach seinem preisgekrönten Entwurf die Glaubenskirche in Simmering (Wien XI., Braunhubergasse 20) erbaut, „die zu den besten Beispielen eines zeitgenössischen

Sakralbaus in Wien gehört“:[105] Ein fast kubisches Kirchenschiff mit einer gläsernen Altarwand umschließt mit Gemeindesaal und Jugendraum einen grünen Innenhof. Es kommt damit ein integratives Gemeindekonzept zum Ausdruck, das in besonderer Weise evangelisches Kirchenverständnis zum Ausdruck bringt, wobei auch bei anderen Wiener Kirchenbauten ein solches Konzept zur Anwendung kam.

Ursprünglich waren jene Konzepte von einer volkskirchlichen Situation ausgegangen, die jedoch ab den frühen 1960er Jahren massiv zu zerbröseln begannen. „Es zeigte sich damals in deutlichem Maße, daß die innere Bindung der Angehörigen zur Kirche abnahm, daß die ‚Erreichbarkeit‘ geringer wurde, auch wenn sich das in den Zahlen der Gottesdienstbesucher noch nicht niederschlug …“[106] Gleichzeitig begannen Mitgliederzahlen zu schrumpfen.

Ein anderes Baukonzept verfolgten deshalb jene Kirchen, die eingebettet zwischen Wohnhausanlagen ein Zentrum einer evangelischen Gemeinschaft bilden woll(t)en. Wenn schon nicht die Menschen zur Kirche kämen, die Kirche eben zu den Menschen zu kommen hätte.

Wichtigstes Beispiel für dieses Konzept in Wien ist die in den Jahren 1959 bis 1961 nach Plänen von Friedrich Rollwagen (d.Ä.) (1922–2005) und Henry Lutz, der in jenen Jahren auch Kurator der Gemeinde war, errichtete Auferstehungskirche am Neubau (1962; Wien VII., Lindengasse 44a). Es handelt sich dabei um eine große Kirche mit rund 500 Sitzplätzen und rund 34 Meter Länge. Baubeginn für die Kirche und die beiden für evangelische Christen bestimmten Eigentumswohnhäuser war 1959.[107]

Friedrich Rollwagen, der selber evangelisch war, war einer der tätigsten kirchlichen Architekten seiner Zeit, der auch mit bautheoretischen Überlegungen an die Öffentlichkeit trat.[108] Er vertrat die durchaus pointiert evangelische Linie, das Sakrale und das Profane zu verbinden. Gestalt gewinnt das bei der Auferstehungskirche am Neubau.

Bewusst baute man die Hallenkirche in eine Wohnhausanlage mit Eigentumswohnungen, die in erster Linie für evangelische Gemeindeglieder gedacht war. Der Gedanke einer Integration der Kirche in Wohnhausanlagen wurde bei der Auferstehungskirche nur dahingehend radikal durchgedacht, als die Kirche nach außen praktisch nicht zu erkennen ist.

Das unterscheidet die Auferstehungskirche auch von anderen Kirchenbauten, die der Konzeption eines Gemeindezentrums innerhalb einer evangelischen Wohnanlage nachkommen. In Wien ist dies bspw. die Pauluskirche auf der Land-

straße (Wien III., Sebastianplatz 4/3) von Rudolf Angelides aus dem Jahr 1957 bis 1962, wo der Kirchencharakter schon allein durch das große Kreuz an der Vorderfront deutlich wird.[109]

Das Kircheninnere ist dagegen von seiner Konzeption (nicht von seiner Ausführung) her noch konservativ: Die Glasfenster von Dietmar Tadler (* 1939), einem evangelischen Gemeindeglied, laufen mit ihrer Darstellung von Szenen aus dem Leben Jesu, die mit Passion und Kreuzigung enden, direkt auf die Altarfigur des auferstandenen Jesus hin. Der Kirchenraum selber ist demgegenüber jedoch mit seiner hohen Fensterfront, der Lichtinszenierung beim Altar und dem die Blicke auf sich ziehenden Auferstandenen von Heinz Glawischnig (* 1936), dem Sohn des Kärntner Superintendenten und bekannten Mundartdichters Gerhard Glawischnig, ein „verstärkt sakraler, ‚bergender' Innenraum",[110] was als Betonung der Gemeinschaft gewertet werden kann. Der Innenraum stellt also die nach außen hin getragene Auflösung der Trennung von Sakral- und Profanbereich damit ein Stück weit in Frage. Die weitere Ausgestaltung der Kirche unterstreicht dieses Moment noch, als sie der Kirche einen zunehmend spirituellen Charakter zu geben bemüht sind.

Die programmatische Trennung zwischen Sakral- und Profanbereich unter Zurückdrängung des Sakralen wird auch in einem anderen Bauwerk Rollwagens unverkennbar. In das 1966 nach Plänen von Friedrich Rollwagen und Peter Lehrecke fertiggestellte Evangelische Studentenheim („Albert Schweitzer-Haus") wurde zwar – auf Druck der Denkmalbehörde – die Fassade der ehemaligen Schwarzspanier- bzw. evangelischen Garnisonkirche einbezogen, die durch einen Bombentreffer 1944 schwer beschädigt worden war und 1963/64 geschleift wurde,[111] was aber mit einem völligen Verlust des Sakralen des ehemaligen Kirchengebäudes verbunden war.

Der Vollständigkeit halber muss noch erwähnt werden, dass Rollwagen auch für die Planung dreier Nutzbauten der evangelischen Kirche in Wien verantwortlich zeichnet: das Gebäude des Oberkirchenrates (Wien XVIII., Severin-Schreiber-Gasse 1+3) aus dem Jahr 1970, das der Superintendentur A.B. Wien (Wien V., Hamburgerstraße 3) aus dem Jahr 1972 sowie das neue Theologen- und Pädagogenheim (heute Wilhelm Dantine-Haus; Wien XVIII., Blumengasse 6) im Jahr 1977/78. Alle drei Gebäude soll(t)en über reine Nutzgebäude hinaus Zentren für kirchliche Tätigkeiten sein, auch wenn sie von außen in keiner Weise als kirchliche Gebäude erkennbar sind.[112]

Dieses Zurückdrängen des Sakralen ist naturgemäß bei betont kirchlichen Nutzbauten, wie es ein Studenten- oder gar ein Theologenheim darstellt, beson-

ders auffällig; die Tendenz zieht sich dabei bis in die Gegenwart. 1991 wurde in Wien-Währing das von Günter Zeman (1929) und vom protestantischen Helmut Hehn-Wied (1928–2001)[113] geplante Evangelische Krankenhaus eröffnet (Wien XVIII., Hans Sachs-Gasse 10–12). Geworben wird mit „bestem medizinischen und hotelmäßigem Standard", „Cafeteria, Friseur, Kosmetiksalon, OP-Trakt … Institut für bildgebende Diagnostik …, Institut für Labormedizin, Institut Physikalische Therapie".[114] Ins Auge springt dabei ist dabei, dass in einem kirchlichen Krankenhaus nicht auch mit einem – wie auch immer gearteten – geistlichen Proprium geworben wird, worin sich ein Evangelisches Krankenhaus von einem anderen unterscheidet.



Die Auferstehungskirche am Neubau nach Plänen von Rollwagen und Lutz (Foto: Trauner)

Jüngstes Beispiel für diese Profanisierung kirchlicher Einrichtungen ist das mit einem modernen pädagogischen Ansatz 2003 – wobei Ansätze bis ins Jahr 1996 reichen[115] – eröffnete Evangelische Gymnasium und Werkschulheim (Wien X., Erdbergstraße 222A), wobei bewusst darauf Wert gelegt wird, „dass unsere Schulen für alle Konfessionen offen stehen und dass es uns auf diese Weise möglich ist zu zeigen, welchen Auftrag evangelische Schulen an der Gesellschaft erfüllen".[116]

Dieser evangelische Ansatz findet aber keinen baulichen Ausdruck bei dem 2006 eröffneten Schulneubau, der durch das Büro „atelier 4" – Peter Erblich , Manfred Hirschler und Peter Scheufler – entworfen wurde. Der als Schulhaus ansprechende Bau weist, ähnlich wie der des Evangelischen Krankenhauses in Wien-Währing, jedoch keine protestantischen oder christlichen Merkmale auf. Es ist erstaunlich, dass eine evangelische Schule weder eine Anbindung an eine


Das Evangelische Gymnasium (Foto: Emmanuel Kurz)

bestehende Kirche noch einen gottesdienstlichen Raum (bzw. Raum der Stille o.ä.) hat.

Oder ist gerade dieses Fehlen jeglichen baulichen Ausdrucks evangelischer Identität Ausdruck dafür, was mit Offenheit gegenüber allen Konfessionen und Auftrag an der Gesellschaft gemeint ist? Und ist vielleicht gerade dieses Fehlen religiöser bzw. konfessioneller Bezogenheit ein Ausdruck evangelischer Identität der Gegenwart?

Auf jeden Fall ist die Schaffung eines modernen evangelischen Gymnasiums mit einem zukunftsorientierten Schulkonzept ein deutliches Zeichen eines nach wie vor bestehenden evangelischen Bildungsanspruches und gesellschaftlichen Mitgestaltungswillens!

Theologisch wird das Auflösen der Trennung zwischen Profan- und Sakralbereich damit begründet, dass „der Mensch … Räume der Gemeinschaft mit Gott und mit Brüdern und Schwestern (gestaltet). Gott wohnt nicht mehr im ausgesonderten Tempel, sondern offenbart sich im Wort und wohnt dann in der Gemeinschaft der Glaubenden.“[117] Der Protestantismus war seiner Zeit auch hier voraus: Im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils erlebte die katholische Kirche dann eine ähnliche Entwicklung.

Kirchengeschichtlich und systematisch-theologisch ist darin wohl der Versuch zu sehen, einerseits der zunehmenden Kirchenfremde entgegenzuwirken, indem sich der Protestantismus selber profan gab, wobei andererseits in der deshalb verwendeten modernen, zeitgemäßen Konzeption diese Kirchenfremde indirekt mittransportiert wurde.

Aus heutiger Sicht kann beurteilt werden, dass, auch wenn dieses Konzept dem Zeitgeist entsprach, der erwünschte Effekt nicht eingetreten ist und sich die gesellschaftliche Entwicklung nicht aufhalten ließ, dass sich damit aber Kirche in einem gewissen Sinn ihres Propriums, des „Kirchenlichen“, entkleidete. Strategien aus der Krise wurden zwar immer wieder entwickelt, hatten aber keinen erkennbaren Erfolg. Folge war jedoch eine gewisse Resignation in den Gemeinden:

„Man änderte also nichts, sondern suchte – zum erheblichen Maße in großer Treue und Hingabe – in den bisherigen Formen weiter zu arbeiten."[118]

Bereits relativ früh gab es neue Akzentuierungen des Konzepts des Zurückdrängens des Sakralen, z.B. bei der ebenfalls zwischen Wohnanlagen eingebauten, nach einem Entwurf von Rudolf Angelides in den Jahren 1970 bis 1972 errichteten Kirche am Wege in Hetzendorf (Wien XII., Biedermanngasse 11–13). Bemerkenswert ist die Gegenüberstellung der Außenwirkung der Kirche, die man als solche eigentlich nicht erkennt, mit ihrer Innenwirkung. Es ist, als würde man mit dem Eintritt in die Kirche in eine andere Welt eintreten. Sie ist in Zeltform gebaut, der Altar steht in gut lutherischer Tradition – man denke an die Kirche zu Torgau (1544 durch Luther eingeweiht) – in der Mitte der quadratischen Kirchenhalle. Das Zelt erinnert an die unstete Existenz des Gottesvolkes in der Gottesfremde (!) und das Motiv der Kirche als wanderndes Gottesvolk: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." (Hebr. 13, 14)

Es kommt damit hier also auch ein anderes Kirchenbild zum Ausdruck, das nicht mehr von einem Muss zum Volkskirchlichen getragen ist, das in den 1960er Jahren zumindest tief erschüttert wurde. Wohl ist in dieser Bauweise, die sich schon bei der Trinitatiskirche in Hütteldorf (Wien XIV., Freyenthurmgasse 20) von Architekt Sepp Schuster aus den Jahren 1967/68 findet, eine Antwort auf die damals manifest auftretende kirchliche Situation zu erblicken. Die Kirche am Weg setzt damit bewusst andere Akzente, als sie innerhalb der Alltagswelt einen spirituellen Raum schaffen will. Ein ähnliches Interesse ist bei der wachsenden Ausgestaltung des Kirchenraumes in der Auferstehungskirche am Neubau erkennbar.

In einer solchen Konzeption, wie sie bei der Kirche am Weg vorliegt, kann man eine Trendumkehr erkennen. Die Profanisierung der Gesellschaft und die zunehmende Kirchenfremdheit waren nicht dabei nicht kirchenintern bedingt, sondern Ergebnisse einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, der entgegen zu steuern kaum möglich war. Im 19. Jahrhundert hatte man davon profitiert, jetzt eben nicht. Denn war die Profanisierung der Gesellschaft eine Strömung, die Anfang der 1960er ihren Anfang hatte, so deutet manches darauf hin, dass in der steten gesellschaftlichen Entwicklung auch diese Strömung heute ihrem Ende entgegengeht.

Vielleicht hat der katholische Theologe Karl Rahner († 1984) mit seinem berühmten Zitat, dass „die Kirche der Zukunft vor allem eine Kirche lebendiger Spiritualität sein muss", die kirchliche Antwort auf die neuen Herausforderungen der Gegenwart gegeben. Es stellt sich nur die Frage, welche Formen evangelische

Spiritualität hat. Kirche soll auf jeden Fall wieder Kirche sein![119]

Es stellt sich die Frage, inwieweit man mit dem in den 1960er Jahren geübten Verzicht auf baulich ausgedrückte Konfessionalität bzw. Religiosität nicht nur nicht am Puls der Zeit ist, sondern sogar hinter der Zeit nachgehinkt ist. In diesem Sinn kann man gerade die jüngsten baulichen Äußerungen der evangelischen Kirche als Zeichen für diese neue Wendung verstehen.

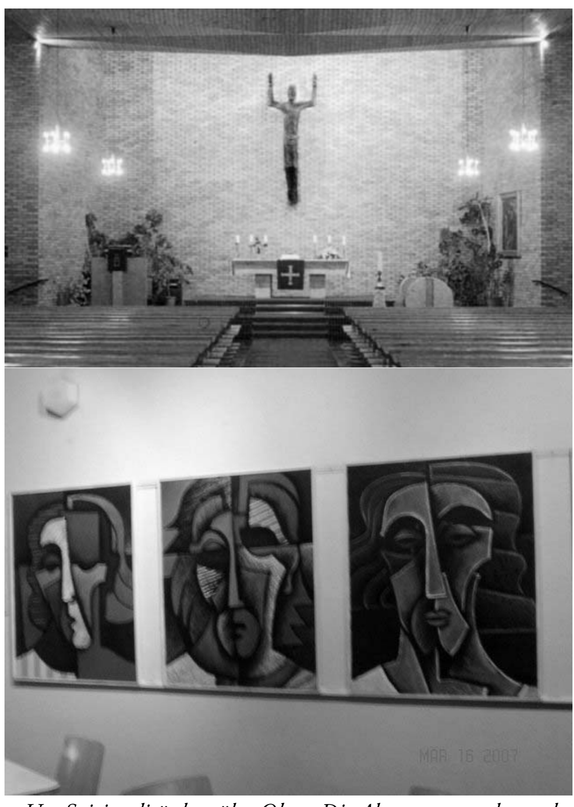
Auf die weitere Ausgestaltung des Innenraums der Auferstehungskirche in Wien-Neubau wurde bereits kurz verwiesen. Sie ist ein deutlicher Schritt in Richtung Spiritualität. 1996 wurde ein Taufstein von Willi Engelmayer (* 1929) in den Altarraum gesetzt.[120] „Dieses Zentrum der Kirche enthält nun die drei Symbole, die zur Verinnerlichung des Menschen führen." Die Kanzel, „Zeichen des Intellekts und des Buches"; der Altartisch, „Symbol des Mahles und der Gemeinschaft mit Christus"; und der Taufstein, „Intuition (sic!) der Überwindung von Raum und Zeit".[121]

Einen besonderen spirituellen Akzent erhielt die Kirche allerdings durch die Ausgestaltung des Foyers 1998 durch Gottfried Hula (* 1941); es dient heute als Raum der Sammlung und Begegnung. Der Bilderzyklus „Auf der Suche nach dem Antlitz Christi" lädt zur Begegnung mit Jesus Christus ein; ein Motiv, das sich dann im Kirchenraum selbst in den Glasfenstern und bei der Darstellung des Auferstandenen im Altarraum wiederfindet.[122] Hula malt immer wieder dasselbe: das Gesicht Jesu, wobei die gerade in der Auferstehungskirche befindlichen Bilder das Antlitz in Teile zerlegen, die gewissermaßen bruchstückhaft, gleichnishaft sich dem Thema annähern. Die Gruppierung der einzelnen Bilder zu Zyklen unterstreichen dieses Bemühen.[123] „Die verwendete Formensprache hat dabei die Aufgabe, das Bild Christi weder naturalistisch festzuhalten noch im Nebulosen aufzulösen, sondern in einer offenen Weise erahnbar zu machen."[124]

Die Situierung von Neubauten einer katholischen und einer evangelischen Kirchen in unmittelbarer Nachbarschaft wurde erstmals bei der 1977 eingeweihten (evangelischen) Thomaskirche in der Per Albin Hanson-Siedlung (Wien X., Pichelmayergasse 2) durchgeführt, später dann auch beim Gemeindezentrum „Arche" in Simmering wiederholt. Dieses Zusammenstehen bringt die nach dem Zweiten Vatikanum vollkommen veränderte interkonfessionelle Situation sichtbar zum Ausdruck. Die Planung für das Gemeindezentrum wurde vom katholischen, der evangelischen Kirche jedoch affin gegenüberstehenden Karl Schwanzer (1918–1975)[125] durchgeführt. Nach dem allzu frühen Tod Schwanzers übernahm Gerhard Krampf, ein langjähriger Mitarbeiter, die Bauleitung.

„Dem Entwurf dieser Anlage liegt der Gedanke einer stark differenzierten

niedrigen Gebäudegruppe zugrunde, die höhenmäßig nicht mit den benachbarten Gebäuden in Konkurrenz treten will, sondern vielmehr durch eine besondere Formgebung, Material- und Farbwahl ihren Akzent setzt. Das stark gegliederte, mit roten Klinkersteinen verkleidete Kirchengebäude soll sich bewußt vom Grauwert der angrenzenden Betonbauten absetzen und durch eine humane Ausstrahlung wirken".[126]

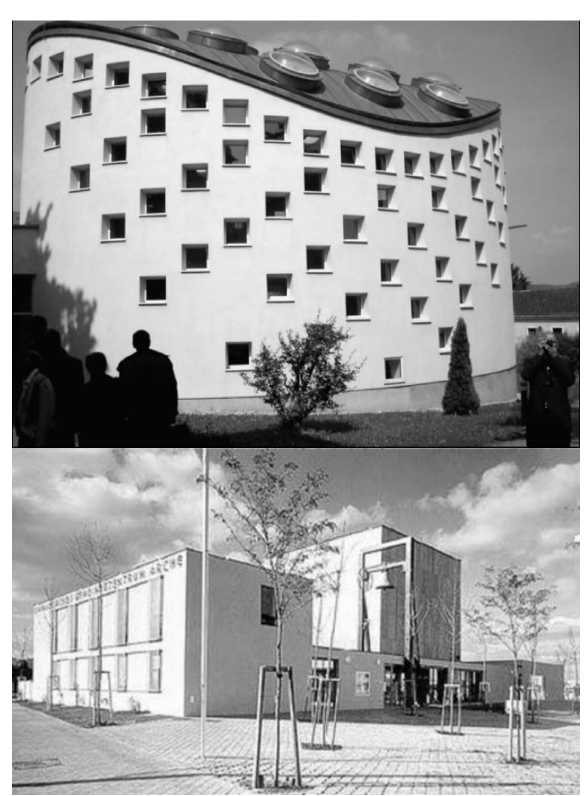


Um Spiritualität bemüht. Oben: Die Altarraumgestaltung der Auferstehungskirche am Neubau (Foto: Gemeinhardt); unten: Der Christus-Zyklus von Gottfried Hula (in Ausw.) (Foto: Swoboda)

Auffällig ist, dass nach einigen Jahrzehnten Stillstand in Wien bzw. Wien-Umgebung um die Jahrtausendwende wieder evangelische Bauvorhaben in Angriff genommen wurden.

Dabei finden sich auch zwei Kirchen, von denen die in Klosterneuburg die bekanntere ist. Auf die Vorgeschichte des Kirchenbaus wurde bereits kurz eingegangen. Interessanterweise nimmt der Bau nach den Plänen Heinz Tesars (* 1939), eines Rainer-Schülers, was die Außenfassade angeht, die alte Kirchenidee einer „Festen Burg" wieder auf. Auf dem Kirchenbau signalisiert nur von Weitem ein Stahlkreuz, dass es sich bei dem Bau um eine Kirche handelt. „Hier kommt Architektur nicht einladend entgegen, hier ist das Lied ‚Ein feste Burg ist unser Gott' petrifiziert."[127] Erst vom Pfarrgarten aus ist der Eingangsbereich einladend.

Die Kirche ist als Oval gebaut, im Brennpunkt gegenüber dem Eingang befindet sich der Altar, die Kanzel (als Predigtpult) und ein hohes Schlierenbild



oben: Die Kirche in Klosterneuburg nach Plänen von Tesar (Foto: Evang. Pfarrgemeinde Klosterneuburg); unten: Die Arche in Simmering (Foto: Evang. Pfarrgemeinde Wien-Simmering)

Hubert Scheibls (* 1952), wie Tesar ebenfalls ein Rainer-Schüler. Auffällig interessant ist ein kleines kreisrundes Loch in der Wand hinter dem Altar, das den Betrachter zum fragenden Nachdenken anregt.

Im anderen Brennpunkt der hellen Kirche steht die Orgel (die stilistisch freilich nicht sehr gut in den einheitlichen Kirchenraum passt), was eine Korrespondenz von Musik und Wort zum Ausdruck bringt. Bestimmt wird der Raum auch durch die Fensterquadranten. „Heinz Tesars geometrischer Eklektizismus nimmt dem Innenraum Eindeutigkeit, Sicherheit“, und erzeugt einen „Reißbrett-Mystizismus“,[128] der dennoch spirituell anregt.

Mit Heinz Tesar ergibt sich eine Verbindung zu einem anderen wichtigen Kulturzentrum, das ebenfalls in Klosterneuburg gelegen ist: der seit 1972 bestehenden Sammlung Essl mit über 6.000 Exponaten der zeitgenössichen Kunst.[129] Karlheinz Essl (* 1939) ist bekennender Protestant und hat als Kunstfachmann für den Kirchenbau in Klosterneuburg Tesar empfohlen.

Der zweite evangelische Kirchenbau führt in den städtischen Raum. An die Gründerzeit erinnern in manchem die Pläne zur Stadterweiterung in den letzten Jahrzehnten. Eine dieser Stadterweiterungszonen ist der Leberberg in Simmering, wobei man auf konservatives, den klassischen Stadtraum scheinbar wiederbelebendes Konzept zurückging: ein annähernd halbkreisförmiger Park in der Mitte, darum herum eine Art Ringstraße mit bis zu siebengeschoßiger Be-

bauung. Unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen in einer solchen Umgebung einen Sakralbau zu errichten ist eine heikle Aufgabe. „Weder in der Baumasse noch in der Höhe kann eine Pfarrkirche hier mit der Umgebung konkurrieren: Entscheidend ist die richtige Situierung.“[130]



Die Erweiterung des Kirchenamts der Evangelischen Kirche in Österreich, nach Plänen von Heiss, Hoffer-Feitzinger und Gabler (Foto: Evang. Kirche in Österreich)

Die Planungen sahen den Neubau einer katholischen und einer evangelischen Kirchen in unmittelbarer Nachbarschaft vor; ein ähnliches Konzept wie schon bei der Thomaskirche in der Per Albin Hanson-Siedlung. Das evangelische Gemeindezentrum mit dem Namen „Arche“ (Wien XI., Svetelskystraße 7) wurde von Christoph Thetter (* 1943), der jetzt evangelisch ist, vom „Ateliers in der Schönbrunner Straße“ geplant. Er hat alle Teile des Pfarrzentrums – die Kirche, den Kindergarten und die Pfarrerwohnung – in eine langgestreckte Großform mit Innenhöfen und überdeckten Laubengängen zusammengefasst. Proportionen und Details des Kirchenbaus sind stimmig, die Atmosphäre ist leicht und freundlich – im Umfeld der plumpen Wohnbebauung rundum tatsächlich eine Oase.

Inhaltlich nimmt damit der Bau Aspekte der 1962/63 nach Plänen von Arnulf Rainer errichteten Glaubenskirche in Simmering. Dominant in der Arche ist das Kirchenschiff, gleich breit wie hoch, als Zentralraum der sich sammelnden Gemeinde. Pate standen alte Klosterbauten, die auch mehrere Funktionen vereinten.

Die beiden jüngsten Neubauten des evangelischen Wiens sind Nutzbauten. Auf das Evangelische Gymnasium wurde bereits eingegangen. Zukunftsweisender in seiner Konzeption ist der Umbau des Gebäudekomplexes des Oberkirchenrats (Wien XVIII., Severin Schreiber-Gasse 1+3), wodurch dieser zum „Kirchenamt und Bildungszentrum der Evangelischen Kirche in Österreich“ wurde.

Bei dem 2004 fertiggestellten Umbau unter der Leitung von Christian Heiss, Adele Hoffer-Feitzinger (* 1968) – einer Protestantin – und Christian Gabler (*

1969) wurden zwei unterschiedliche Häuser miteinander verbunden, die beide verschiedenen Generationen evangelischer Baukultur entstammen:[131] einem Bau von Theophil Niemann aus dem Jahr 1920 und einem von Friedrich Rollwagen aus dem Jahr 1970. Beide Gebäude wurden mit einem Glaspavillon miteinander verbunden, wobei dieser Pavillon in zwei getrennte Bereiche zerfällt: der Empfangsbereich wendet sich der Öffentlichkeit zu, und der Andachtsraum nimmt das neue spirituelle Bedürfnis auf. Die beiden Bereiche sind durch eine mobile Wand miteinander verbunden, und sind damit zwar voneinander getrennt, stehen jedoch ungeschieden nebeneinander, was baulich auch ein modernes Kirchenverständnis zum Ausdruck bringt. Bei Bedarf kann dieser Andachtsraum unter Einbindung des angrenzenden Seminarraums zum Tagungsraum erweitert werden.

Bei der Gestaltung des Andachtsraumes kam es besonders auf den spirituellen Charakter an. Holzlamellen sorgen für wechselnde Raumstimmungen und fokussieren den Blick auf die Ruhe der Natur.[132]

Einen besonderen Stellenwert nimmt nun 2005 eröffnete, nach den Plänen von Carl Pruscha (* 1936) und Walter Kräutler (* 1974) errichtete Haus der Bibelgesellschaft („Bibelhaus" bzw. „-zentrum") ein. Das Bibelzentrum liegt exponiert neben dem Museumsquartier (MQ). Das Bibelzentrum versteht sich als Kompetenzzentrum Bibel. Es will zwar einerseits ein Nutzbau sein, aber durchaus auch missionarischen Charakter annehmen kann. Es soll einladen zur Begegnung mit der Bibel und ihrer Botschaft und zugleich den Dialog zwischen Bibel und Kunst anregen und fördern.[133]

Den Hauptzweck benannte der Präsident der Österreichischen Bibelgesellschaft, Superintendent Paul Weiland: „Wir bringen die Bibel den Menschen nahe. Dieser Auftrag bleibt gleich durch die Zeiten hindurch." Heute gebe es allerdings andere Methoden dazu. Ganz in diesem Sinne war es das Ziel der beiden Medienkünstler Wolfgang Hilbert – einem Protestanten – und Richart Schneider (beide * 1969), das Buch zu öffnen und „die Bibel lebendig zu machen. ... Daher haben wir das Buch geöffnet" und mit einer Medieninstallation Bibelsprüche an die Fassade projiziert.

Der Unternehmer, Kunstfachmann und bekennende Protestant Karlheinz Essl freute sich deshalb über das „moderne, offene und weltoffene" Bibelzentrum. Denn „das direkte Lesen des Wortes Gottes ist das Interessanteste und Wertvollste, weil Gottes Wort direkt und unmittelbar zu uns spricht."[134]

Nachbemerkung

Es fällt auf, dass während die meisten der Architekten (evangelischer Kirchenbauten) der Zeit nach dem Krieg bis in die 1970er Jahre noch evangelischer Konfession waren, eine solche kirchliche Bindung (oder überhaupt eine kirchliche Bindung oder Überzeugung insgesamt) der Architekten bei den jüngeren Bauvorhaben nicht mehr gegeben ist – und von den kirchlichen Bauträgern auch nicht (mehr) gefordert oder erwartet wird.

Das mag auch damit zusammenhängen, dass die Impulse zur Re-Spiritualisierung der Sakralbauten in erster Linie von der katholischen Kirche gekommen sind. Umgekehrt ist – mit Erstaunen – zu erkennen, dass es einen profanen, unkirchlichen (oder zumindest kirchlich ungebundene) Aufbruch in Richtung Spiritualität gibt. Offenbar ja auch deshalb, weil die Kirche(n) den Forderungen danach nicht (mehr) entsprechen.

Dass hier jedoch auch im evangelischen Bereich ein Umdenken eingesetzt hat, erkennt man nicht nur daran, dass diese Impulse aufgenommen und zu einem Teil evangelischer Identität werden, sondern auch am erwachenden Interesse am Themenkreis Kultur und Glaube.

Davon zeugen seit den 1980er Jahren, angefangen mit dem Gedenkstättenführer Oskar Sakrauskys, eine Reihe von Veröffentlichungen, wobei die auf breites Publikumsinteresse stoßende Ausstellung „Evangelische in Österreich", in der Österreichischen Nationalbibliothek 1996 und 1997 gezeigt, besondere Impulse bewirkte. Neben Einzelaufsätze bspw. von Liselotte von Eltz-Hoffmann, Karl W. Schwarz oder Rudolf Leeb und beachtlichen Einzelpublikationen wie dem Band „evangelische kunst und kultur in der steiermark" oder die ansprechende Präsentation der Auferstehungskirche am Neubau zu erwähnen,[135] sondern auch Projekte wie die Tagung „Dem Wahren Schönen Guten. Protestantismus und Kultur" des Evangelischen Bundes in Österreich und des Evangelischen Bundes in Hessen in Wien im März 2007.

Anmerkungen

[1] Das Wort „protestantisch" bezieht sich hier natürlich nicht – wie es eigentlich streng genommen gehörte – nur auf die Lutheraner, sondern selbstverständlich auch auf die Reformierten. Es wird im Normalfall nur

bei den Protestanten auf die Konfession verwiesen.

[2] Karl W. *Schwarz*: „Alsdann fahr‘ ma, Euer Gnaden!“ Eine Fiakerfahrt durch das „evangelische“ Wien. In: Michael *Bünker*/Evelyn *Martin* (Hg.), Der Himmel ist ein Stück von Wien. Eine Festschrift für Peter Karner, Innsbruck-Wien 2004, S. 76–94; vgl. aber noch immer Oskar *Sakrausky* (Hg.): Evangelisches Österreich. Ein Gedenkstättenführer, Wien o.J. (1981); der Wienteil stammt von Stefanie *Nadherny* und Peter *Karner* (S. 149–189).

[3] Sie werden aber in anderen Beiträgen der vorliegenden Tagungsdokumentation angesprochen. Verwiesen sei hier auf entsprechende Arbeiten u.a. von Liselotte von *Eltz-Hoffman*: Die Kulturleistung des österreichischen Protestantismus. In: GuH 50 (1996), S. 47–52, sowie auf den Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Österreichischen Nationalbibliothek vom Nov. 1996 bis zum Febr. 1997: *Evangelische in Österreich*. Vom Anteil der Protestanten an der österreichischen Kultur und Geschichte, Wien 1996.

[4] Die Aussagen haben auch Eingang gefunden in den Katechismus: *Ecclesia Catholica*. Katechismus der Katholischen Kirche (dt. Ausg.), München-Wien-Leipzig-Freiburg-Linz 1993, S. 244, Nr. 830. Das Zitat stammt aus Unitas Redintegratio 3.

[5] Vgl. für die angesprochenen Bruchlinien Hans *Sturmberger*: Georg Erasmus Tschernembl. Religion, Libertät und Widerstand, Linz 1953; Karl-Reinhart *Trauner*: Die Los-von-Rom-Bewegung. Gesellschaftspolitische und kirchliche Strömung in der ausgehenden Habsburgermonarchie, Szentendre [2.]2006; Karl W. *Schwarz*: „… Wie verzerrt ist nun alles!“ Die Kirchen und der Anschluß Österreichs an Hitlerdeutschland im März 1938. In: Gerhard *Besier* (Hg.): Zwischen „nationaler Revolution“ und militärischer Aggression. Transformationen in Kirche und Gesellschaft 1934–1939 (Kolloquien des Hist. Kollegs 48), München 1999, S. 167–191. Die in diesem Zusammenhang interessante Rolle des Evangelischen Bundes ist dargestellt in den verschiedenen Aufsätze in: Karl-Reinhart *Trauner*/Bernd *Zimmermann* (Hg.): 100 Jahre Evangelischer Bund in Österreich. Probleme und Chancen in der Diaspora-Arbeit (BenshH 100), Göttingen 2003.

[6] Sieht man einmal von den – mehr oder weniger erzwungenen – Emigrationen ab, z.B. der Exulanten aus Salzburg oder von Adeligen wie bspw. Hans Ungnad von Sonnegg (1493–1564) oder später Georg Erasmus von Tschernembl (1576–1626).

[7] Für den Bereich Wien spielte der Geheimprotestantismus, also jene Evangelischen, die trotz des bestehenden staatlichen Verbotes trotzdem evangelisch blieben, praktisch keine Rolle.

[8] Als Überblickswerke zur Geschichte des österreichischen Protestantismus liegen vor: Georg *Loesche*: Geschichte des Protestantismus im vormaligen und im neuen Österreich, Wien [3.]1930; Grete *Mecenseffy*: Geschichte des Protestantismus in Österreich, Graz-Köln 1956; Peter *Barton*: Evangelisch in Österreich (StTKGG II/ 11), Wien-Köln-Graz 1987; Gustav *Reingrabner*: Protestanten in Österreich, Wien-Köln-Graz 1981. Zu den einzelnen Architektenbiographien vgl. u.a. Architektenlexikon Wien 1880–1945, hgg. v. Architekturzentrum Wien. Online: http://www.azw.at/www.architektenlexikon.at/de/idx_A.htm (Abfr. v. Febr–März 2007).

[9] Noch in dem 1981 vom damaligen Bischof Oskar Sakrausky herausgegebenen Gedenkstättenführer ist nach einer Auflistung des Wachstums der evangelischen Kirche zu lesen, dass „der Bevölkerungsanteil der Protestanten in Wien zwischen 8 und 10 Prozent liegt“ (S. 152). Tatsächlich liegt „heute“ – d.h. nach der letzten Volkszählung 2001, vgl. http://www.statistik.at/gz/vz_religion2.shtml (Abfr. v. 2. März 2007) – der Anteil an Evangelischen in Wien bei 4,7 Prozent.

[10] Zur Epoche vgl. Rudolf *Leeb*: Der Streit um den wahren Glauben – Reformation und Gegenreformation in Österreich. In: Rudolf *Leeb*/Maximilian *Liebmann*/Georg *Scheibelreiter*/Peter *Tropper*: Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart (Österreichische Geschichte, hgg. v. Herwig *Wolfram*), Wien 2003, S. 145–279.

[11] Vgl. *Schwarz* (Anm. 2), S. 89.

[12] Vgl. Rudolf *Leeb*: „Adam“ – Ein Gesetz und Gnade-Bild am Stephansdom? In: AuG 55 (2004), S. 218–223.

[13] *Leeb* (Anm. 12), S. 222.

[14] Vgl. Erwin *Schmidt*: Die Geschichte der Stadt Wien, Wien-München 1978, S. 49.

[15] Vgl. Liselotte von *Eltz-Hoffmann*: Im Gegenwind. Persönlichkeiten des österreichischen Protestantismus,

Wien 2003, S. 43–57.

[16] Vgl. Felix *Czeike*: Historisches Lexikon Wien, Band 3, Wien 1994, Stichworte: Hernals, Hernalser Kalvarienberg, Hernalser Kirche.

[17] Wien war bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg die Hauptstadt Niederösterreichs; heute sind es zwei getrennte Bundesländer, St. Pölten ist die Hauptstadt Niederösterreichs.

[18] Vgl. Gustav *Reingrabner*: Evangelischer Gottesdienst in Wien in der Reformationszeit. In: WrGeschichtsblätter 56 (2001), S. 315–329; hier: S. 316.

[19] Zit. nach: *Sakrausky* (Anm. 2), S. 165.

[20] Vgl. Harald *Hasenmayer*: „Evangelisch in Wien" – und der Umgang mit ihnen. In: EvRundbrief 5/2003, S. 16f., der sich seinerseits auf Wilhelm *Kisch*: Die alten Straßen und Plätze Wiens und ihre interessanten Häuser, Bd. 3, Wien 1883 bezieht, der das Gemälde jedoch fälschlicherweise in das 17. Jahrhundert einreiht. Vgl. Richard *Groner*: Wien wie es war. Ein Auskunftsbuch über Alt-Wiener Baulichkeiten, Hausschilde, Plätze und Straßen, sowie über allerlei sonst Wissenswertes aus der Vergangenheit der Stadt, Wien-Leipzig 1922, S. 556f.

[21] Vgl. u.a. Leopold *Mazakarini*: Führungen durch Wien, Tl. 1, Wien 1995, S. 46f.; Vgl. auch *Czeike* (Anm. 16), Bd. 5, S. 337.

[22] Vgl. *Schwarz* (Anm. 2), S. 87.

[23] *Schwarz* (Anm. 2), S. 88. Vgl. Thomas *Winkelbauer*: Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter, Bd. 2, Wien 2003, S. 190; außerdem Hans-Martin *Barth*: Römische Barockarchitektur als Ausdruck katholischen Selbstverständnisses. Memento für Protestanten. In: MD 6/2006, S. 103–108.

[24] Gustav *Reingrabner*: Evangelisches Leben in Wien vor dem Toleranzpatent. GuH 1998, S. 51–70. Die Zahlen dieser evangelischen Ausländer in Wien schwanken sehr und reichen von sicherlich zu hoch angesetzten 6000 bis zu wohl realistischeren 1000. Die Schwankungsbreite ist freilich auch durch die Kurzfristigkeit mancher Aufenthalte bedingt.

[25] Das Kloster war von Elisabeth, einer Tochter des oben erwähnten Kaiser Maximilian II., gestiftet worden. Sie war mit dem französischen König. Karl IX. vermählt, unter dem am 24. August 1572 die sog. „Bartholomäusnacht/Pariser Bluthochzeit", jenes furchtbare Blutbad unter den Hugenotten, den französischen Protestanten, stattfand. Nach dem Tode (1574) ihres Gatten, der dem Wahnsinn verfallen war, kehrte Königin Elisabeth nach Wien zurück, gründete hier das Clarissinenkloster und verbrachte darin ihr weiteres Leben. Vgl. weiters *Sakrausky* (Anm. 2), S. 159.

[26] Peter *Csendes*: Geschichte Wiens (= Geschichte des österreichischen Bundesländer), Wien 1981, S. 92. Vgl. außerdem Sakrausky (Anm. 2), S. 168f.

[27] Wolfgang J. *Bandion*: Steinerne Zeugen des Glaubens. Die Heiligen Stätten der Stadt Wien. Wien o.J. (1988), S.540.

[28] *Bandion* (Anm. 26), S. 538.

[29] Thienemann stammte aus Gotha, war Mitarbeiter von van der Nüll und Sicardsburg, bzw. von Förster, schuf etliche repräsentative Wohn- und Bürobauten in der Innenstadt, 1874–76 (gemeinsam mit Otto Wagner) den Grabenhof, später das Haus der Assicurazioni Generali am heutigen Albertinaplatz. *Czeike* (Anm. 16), Bd. 5, 1997, S. 447.

[30] Vgl. die Homepage der *Stadtkirche A.B. Wien-Innere Stadt*; online: www.stadtkirche.at/geschichte (Abfr. 30. Mai 2007).

[31] *Czeike* (Anm. 16), Bd. 4, 1995, S. 409–410. Das Bethaus ist das einzige erhaltene größere Werk von ihm. Als Hofarchitekt (seit 1796) arbeitete er überwiegend in Laxenburg. Nigelli vertrat eine radikalere Richtung des Klassizismus als Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg, dessen Grundsätze sich im 19. Jh. im sog. romantischen Klassizismus wiederfinden.

[32] Vgl. *Bandion* (Anm. 26) S.564.

[33] Vgl. *Czeike* (Anm. 16) Bd. 2, S. 417f. Vgl. auch: *Evangelisch in Wien*. 200 Jahre Evangelische Gemeinden. Katalog der 76. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien 1982, S. 56–60.

[34] *Czeike* (Anm. 16) Bd. 2, S. 418.

[35] Vgl. *Palais Pallavicini, 1. Bezirk, Josefsplatz 5*. Online: http://www.planet-vienna.com/spots/Palais/pallavicini/pallavicini.htm (Abfr. 5. März 2007). Vgl. außerdem *Schwarz*, „Alsdann …" (Anm. 2), S. 85. Seit 1842 ist das Palais im Besitz der Markgrafen Pallavicini.

[36] *Sakrausky* (Anm. 2), S. 168f.

[37] *Schmidt* (Anm. 14), S. 65.

[38] Vgl. Friedrich *Preidel*: Die Evangelische Kirchengemeinde A.C. zu Wien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1781–1881, Wien 1881, S. 18ff.

[39] Vgl. hier das Selbstverständnis, das z.B. bei Robert *Hanke*: Festschrift zum 25-jährigen Bestand der Lutherschule. Privatvolksschule für Knaben und Mädchen der Wiener evang. Gemeinde A.B. …, Wien o.J. (1931), v.a. S. 1ff. zum Ausdruck kommt. Der Betrieb der Volksschule in Gumpendorf war zunächst eine Außenstelle der Volksschule in der Dorotheergasse (Wien I.). Erst 1883 wurde eine eigene Schule eröffnet. Vgl. Grete *Mecenseffy*/Hermann *Rassl*: Die evangelischen Kirchen Wiens (Wiener Geschichtsbücher 24), Wien-Hamburg 1980, S. 97ff.; Sakrausky (Hg.) (Anm. 2), S. 171.

[40] Zit. nach: Johannes *Dantine*: Der Bau der Gumpendorfer Kirche, Wien o.J. (1987?), S. 3. Vgl. auch *Mecenseffy/Rassl* (Anm. 24), S. 82ff.

[41] Vgl. u.v.a. Karl-Reinhart *Trauner*: Die Idee von Emanzipation und Autonomie in den Revolutionstagen 1848/49 unter besonderer Berücksichtigung der Evangelischen Kirche in Österreich. In: Schulfach Religion 3–4/1998, S. 151–198.

[42] Zur Entwicklung der evangelischen Kirche im franzisko-josephinischen Zeitalter vgl. die zusammenfassende Darstellung von Friedrich *Gottas*: Die Geschichte des Protestantismus in der Habsburgermonarchie. In: Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. IV: Die Konfessionen, Wien 1985, S. 489–595.

[43] Zit. nach: Gotthold *Müller*: Politischer Liberalismus und evangelische Kirche in Österreich während des 19. Jahrhunderts. In: ÖAKR 15 (1964), S. 103–125; hier: S. 122.

[44] Vgl. Karl-Reinhart *Trauner*: Die Garnisonskirche in Wien. Ein vergessenes evangelisches Gotteshaus. In: JGPrÖ 121 (2005), S. 373–396.

[45] Richard von *Kralik*: Wiedergeburt, Regensburg 1917, S. 47 u. 51.

[46] Vgl. Gustav *Entz*: 400 Jahre Protestantismus in Österreich, Knittelfeld 1937, S. 26.

[47] Die Literatur zur Ringstraße ist Legion. Drei Titel sollen dennoch noch genannt sein: Klaus *Eggert*: Die Ringstraße (Wiener Geschichtsbücher 7), Wien-Hamburg 1971; *Architektur zwischen Kunst und Bürokratie*. 125 Jahre Ringstraße (Publikationen des Österreichischen Staatsarchivs, Ausstellungskatalog 13), Wien 1991; Bertha *Blaschke*/Luise *Lipschitz*: Architektur in Wien 1850–1930. Historismus, Jugendstil, Sachlichkeit, Wien-New York 2003.

[48] *Csendes* (Anm. 26), S. 119, betont, dass Franz Joseph das Projekt den Einfluss der Stadt Wien auf die Ringstraße zurückdrängte. Dennoch musste die Stadt Wien immer wieder hohe Geldsummen beisteuern. Die Einflussnahme des Kaisers konnte auch nicht verhindern, dass in der Ringstraße die neue Zeit zum Ausdruck kam.

[49] Zur Stadtentwicklung in jenen Jahren vgl. u.v.a. *Schmidt* (Anm. 14), S. 78ff.

[50] Zu den verschiedenen Nutzbauten vgl. u.a. Robert *Weissenberger*: Wien Nutzbauten des 19. Jahrhunderts als Beispiele zukunftsweisenden Bauens (Wiener Schriften 38), Wien-München 1977; zu Sueß vgl. u.a. Tillfried *Cernajsek*/Peter *Csendes*/Christoph *Mentschl*/Johannes *Seidl*: „… hat durch bedeutenden Leistungen … das Wohl der Gemeinde mächtig gefördert." Eduard Sueß und die Entwicklung Wiens zur modernen Großstadt (WrGeschichtsblätter Beiheft 3), Wien 1999.

[51] Die Zahl der Fabriken stieg bei gleichzeitig wachsender Betriebsgröße allein zwischen 1880 und 1888 von 1.276 auf 2.166.

[52] Vgl. Peter *Karner*: Mitglieder der reformierten Gemeinde: In: ders. (Hg.), Die evangelische Gemeinde H.B. in Wien, Wien 1986, S. 82–104.

[53] Herbert *Schiefer*/Hans *Wanzenböck*: Die Ringstraße. Als Wien zur Weltstadt wurde, Wien-Freiburg-Basel 1988, S. 25.

[54] Vgl. u.a. *Schwarz* (Anm. 2), S. 78.

[55] Nach Vgl. Gerhard *May*: Unsere Kirche im Wandel der Gegenwart. In: ders. (Hg.), Die evangelische Kirche in Österreich, Göttingen 1962, S. 2–40; hier: S. 14. Vgl. weiters Grete *Mecenseffy*: Evangelische Lehrer an der Universität Wien, Graz-Wien-Köln 1967.

[56] Vgl. u.a. *Schwarz* (Anm. 2), S. 78ff.

[57] Vgl. zu Hansen und seiner evangelischen Identität *Eltz-Hoffmann* (Anm. 15), S. 125–136.

[58] Vgl. u.v.a. Gerhard *Besier* (Hg.): Religion–Nation–Kultur. Die Geschichte der christlichen Kirchen in den gesellschaftlichen Umbrüchen des 19. Jahrhunderts, Neukirchen-Vluyn 1992.

[59] Es können in weiter Folge nur die Hauptwerke der Ringstraße angesprochen werden.

[60] Vgl. *Schiefer/Wanzenböck* (Anm. 38), S. 89f.

[61] Vgl. Maria-Luise *Janota*, Ein architektonisches Gleichnis für die Demokratie. In: Forum Parlament 1/2003, S. 29–31.

[62] Vgl. z.B. die Kostenaufstellung in der Presse v. 16. Okt. 1859; abgedr. in*: Schiefer/Wanzenböck* (Anm. 38), S. 14f.

[63] Vgl. *Mecenseffy/Rassl* (Anm. 24), S. 98.

[64] Vgl. *Mecenseffy/Rassl* (Anm. 24), S. 89f. sowie Michael *Wolf*/Klaus *Edel*, Ausgesuchte Prominentengräber auf dem Evangelischen Friedhof Wien-Favoriten, Matzleinsdorf. Eine Einführung in die Geschichte des Friedhofes und ein Begleiter zu ausgesuchten Prominentengräber, Wien 1998, S. 11.

[65] Vgl. die Aufstellung von *Wolf/Edel* (Anm. 54).

[66] Vgl. dazu auch die illustrative Arbeit von Dietlind *Pichler*: Bürgertum und Protestantismus. Die Geschichte der Familie Ludwig in Wien und Oberösterreich (1860–1900) (Bürgertum in der Habsburgermonarchie 10), Wien-Köln-Weimar 2003.

[67] Zur Geschichte der Gemeinde wie auch zur Kirche vgl. (Manfred *Schreier*), Festschrift zum 100. Jahrestag der Kirchweih der Lutherkirche in Wien-Währing. In: Edith *Reuter* (Hg.): 100 Jahre Lutherkirche, Wien o.J. (1998), S. 15–50; v.a. S. 20ff.; außerdem Jakob *Wolfer*: Festschrift zum 60. Jahrestag der Kirchweihe der Lutherkirche in Wien-Währing. Die Geschichte der Gemeinde, Wien 1956, S. 7ff.; *Mecenseffy/Rassl* (Anm. 24), S. 84ff.

[68] Vgl. *Hanke* (Anm. 39), S. 7ff.

[69] Jenes für die religiösen Angelegenheiten zuständige Ministerium, das heute als sog. Kultusamt Teil des Unterrichtsministeriums ist.

[70] Herbert *Unterköfler*: Zwischen zwei Welten. Anmerkungen zur kulturellen Identität der Evangelischen in Österreich. In: Geistiges Leben im Österreich der Ersten Republik (Wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich; Veröffentlichungen 10), Wien 1986, S. 348–369; hier: S. 357.

[71] Die berühmte Christusdarstellung des dänischen Bildhauers Bertel Thorvaldsen, der Thorvaldsen-Christus (1839), steht in der Kopenhagener Liebfrauenkirche.

[72] *Schmidt*, S. 88.

[73] Vgl. Julian *Sartorius*: Evangelisches Leben in Österreich. Am Beispiel der Pfarrgemeinde Klosterneuburg. In: GuH 50 (1996), S. 75–79; hier: S. 76.

[74] Nachdem erste Pläne von Anton Plischke aus dem Jahr 1903 verworfen wurden.

[75] Zum Kirchenbau der Los von Rom-Epoche vgl. Rudolf *Leeb*: Der Kirchenbau der Los-von-Rom-Bewegung.

In: *Jens Bulisch/Dirk Klinger/Christian Mai* (Hg.): Kirchliche Kunst in Sachsen (Festschrift für Hartmut Mai), Beucha 2002, S. 156–172.

76 Elisabeth *Koller-Glück*: Otto Wagners Kirche am Steinhof, Wien 7.1997.

77 *Koller-Glück* (Anm. 76), S.36f.

78 Otto *Wagner*: Die Baukunst unserer Zeit, Wien 4.1914 (ND: Wien 1979), S. 99.

79 *Wagner* (Anm. 78), S. 102f. Im Original zumTeil durchgängig in Großbuchstaben gedruckt.

80 *Wagner* (Anm. 78), S. 103. Im Original zumTeil durchgängig in Großbuchstaben gedruckt.

81 *Wagner* (Anm. 78), S. 128.

82 Georg *Schwalm-Theiß*: Theiß und Jaksch. Architekten 1907–1961. Wien 1986. Neben sehr vielen anderen Bauten haben vor allem zwei Werke das Architekturbild der Zwischenkriegszeit mitbestimmt: das Hochhaus in Wien I., Herrengasse (1930–1932) und die Wiener Reichsbrücke (1933–1937).

83 Alexander *Grabner*: Die Kirchenbauten und Kirchenentwürfe der Architekten Siegfried Theiß und Hans Jaksch. Diplomarbeit ... aus der Studienrichtung Kunstgeschichte ... an der Universität Wien, Wien 2002, S.35–37. Die Heimatschutzbewegung war eine um die Jahrhundertwende von Deutschland ausgehende, später ideologisierte bürgerliche Reformbewegung, die die Erhaltung und Erneuerung der bodenständigen Bauweise und die Anpassung der Neubauten an das bestehende Umfeld propagierte, durch die aber auch zunehmend nationalistisches Gedankengut transportiert wurde. Der Rückgriff auf traditionelles und regionales Formengut sollte die oft empfundene Leere des Historismus überwinden helfen.

84 Ein in Brünn geborener und in Wien tätiger akademischer Maler.

85 Vgl *Grabner* (Anm. 79), S. 38f.

86 Vgl. den schon zitierten sehr instruktiven Aufsatz von Herbert *Unterköfler* (Anm. 70).

87 Vgl. *Mecenseffy/Rassl* (Anm. 24), S. 91f.; außerdem die Abbildungen der Fresken im charakteristischen Personalstil von Erwin Schneider auf der Homepage der Pfarrgemeinde: http://www.kreuzkirche.at/html/historisches.html (Abfr. v. 3. März 2007). Eine kunsthistorische Bearbeitung der vielen Arbeiten Schneiders im kirchlichen Bereich steht noch aus. Vgl. auch *Grabner* (Anm. 79), S. 63.

88 Vgl. Alexander *Hanisch-Wolfram*: 70 Jahre Johanneskirche. 85 Jahre Gemeinde A.B. Liesing. Festschrift zum 70-Jahr-Jubiläum der Johanneskirche in Wien-Liesing 2005, Wien 2005, S. 9f.

89 Vgl. Kurt *Apfel*: Grinzing einmal anders. Religionskrieg in Grinzing. In: Döblinger Museumsblätter 42 (2004), S. 14–17.

90 Die beiden Architekten waren schon am Ende der Monarchie durch Bauvorhaben für die evangelische Kirche bekannt geworden, z.B. durch den Bau der Kirchen in Wiener Neustadt (1910–1911) und Traiskirchen (1912–1913), den Bau des Evang. Vereinshauses in Wien VII., Kenyongasse (1910), des Evang. Hospizes in Hofgastein (1913).

91 Vgl. Balázs *Németh*: Die Evangelische Pfarrgemeinde H. B. Wien-West. In: Peter *Karner* (Hg.), Die evangelische Gemeinde H.B. in Wien, Wien 1986, S. 194–198; hier: S. 196. Der aus Preßburg (Bratislava) stammende Siegfried Theiß hatte mit Hans Jaksch auch in seiner näheren Heimat die evangelischen Kirchen in Oberufer (Prievoz) bei Preßburg (1924–1927) und in Grünau (Myslenice) bei Bösing (Pezinok) gebaut.

92 Vgl. den entsprechenden Eintrag im *Architektenlexikon*, online: www.azw.at/www.architektenlexikon.at/de/641.htm (Abfr. 4. August 2006)

93 Vgl. Gustav *Reingrabner*: Die Evangelische Superintendenz A.B. Wien – Das Bleibende im Wandel der Zeiten. In: Werner *Horn* (Hg.): Evangelische Diözese A.B. Wien seit 1946. Festschrift zum Jubiläum 50 Jahre Evangelische Diözese A.B. Wien, Wien 1996, S. 9–35.

94 Er schuf auch die Fenster in der Erlöserkirche in Wien-Favoriten Gnadenkirche (Wien X., Herndlgasse 24) zu sehen. Außerdem gestaltete er die Kirchenfenster der evangelischen Kirche in Gloggnitz (Niederösterreich). Auch das urgeschichtliche Museum in Aspern hat er entworfen. Vgl. *Wolf/Edel* (Anm. 64), S. 17.

95 Vgl. die entsprechenden Einträge auf der Homepage der Christuskirche; online: http://www.evang.at/

Christuskirche/fenster.htm#Die%20Erweckung%20des%20Eutychus (Abfr. v. 3. März 2007).

96 Danach sind Vergleiche durch die Veränderungen der Diözesangrenzen komplizierter anzustellen.

97 Vgl. Werner *Horn*: 50 Jahre Evangelische Diözese A.B. Wien. In: Werner *Horn* (Anm. 93), S. 37–46.

98 *Reingrabner* (Anm. 93), Wien, S. 24.

99 *Reingrabner* (Anm. 93), S. 24f.

100 Eine Aufstellung findet man bei Ernst *Petritsch*: „Auch wir bauten auf!" 50 Jahre Evangelische Diözese A.B. Wien. In: Werner *Horn* (Anm. 93) S. 49–59; hier: 55f.

101 Sepp Schuster hat in Österreich 7 Kirchen entworfen: Zwei in Wien selbst (Bekenntniskirche in Donaustadt und Trinitatiskirche in Hütteldorf), im Raum Wien noch die Christ-Königs-Kirche in Perchtoldsdorf, die Heilig-Geist-Kirche in Schwechat und die Petruskirche in Fischamend. Vgl. Bernd *Zimmermann*: Zur Architektur der Bekenntniskirche. In: Lebendige Steine. 40 Jahre evangelische Bekenntniskirche in Wien-Donaustadt und 25 Jahre Martin-Luther-Kirche in Strasshof. Wien 1996, S. 145–149.

102 Wolfgang J. *Bandion*: (Anm. 26). S. 559: „Das Innere der Kirche ist sehr einfach gehalten, doch zeigen Türen, Beleuchtungskörper, vor allem aber die Glasfenster für eine Kirche einzigartige Stilformen der 50er Jahre". Vgl. auch *Zimmermann* (Anm. 97).

103 Vgl. *Reingrabner* (Anm. 8), S. 289. Außerdem: Die evangelische Pfarrgemeinde A.B. Wien-Lainz stellt sich vor. Online: http://members.chello.at/evang_lainz/wir_ueber_uns.htm (Abfr. v. 5. März 2007).

104 Er baute bspw. auch die 1996/97 erbaute evangelische Versöhnungskirche in Linz-Dornach.

105 Christian *Kühn*: Der schöne Name „Arche". Die räumliche Umsetzung eines zeitgemäßen Verständnisses von Gemeinde: Nichts weniger ist Christoph Thetter mit dem evangelischen Pfarrzentrum am Leberberg in Wien Simmering gelungen. In: Presse Spectrum v. 2. Mai 1998. Online: http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=2101&article_id=3951 (Abfr. v. 3. März 2007).

106 *Reingrabner* (Anm. 93), S. 29.

107 Vgl. Josef *Hofstadler*: Gründung der Gemeinde. Grundsteinlegung der Auferstehungskirche. In: ders. (Hg.), Kunst & Kirche. Die Auferstehungskirche in der Lindengasse. 40 Jahre Grundsteinlegung der Auferstehungskirche 1959–1999. 70 Jahre Gründung der Evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Wien-Neubau/Fünfhaus 1929–1999, Wien 1999, S. 25f.; hier: S. 25.

108 Fritz (bzw. Friedrich) *Rollwagen*: Zwei neue Kirchen. In: AuG 6 (1955), Nr. 5/S. 7–9; ders. Die neunte Tagung für evangelischen Kirchenbau in Berlin 1957. In: AuG 8 (1957), S. 68f.; Gerhard *May*/Friedrich *Rollwagen*, Vom Bauen in der Evangelischen Kirche Österreichs. In: KuK 25 (1962), S. 36–39. Von ihm stammen außerhalb von Wien bspw. die evangelischen Kirchen in Amstetten (Niederösterreich; 1957), in Rottenmann (Steiermark; 1958) und in Strasshof (Niederösterreich; 1969–1971).

109 Vgl. zu dieser Charakteristik Rudolf *Leeb*: Die Auferstehungskirche als Kirchenbau in ihrer Zeit. In: Josef *Hofstadler* (Hg.) (Anm. 107), S. 27–30.

110 *Leeb* (Anm. 109), S. 29.

111 Vgl. *Trauner* (Anm. 44), S. 387.

112 Der ehemalige Wiener Superintendent bezeichnet das Haus in der Hamburgerstraße als „Haus der Diözese", in dem mit etwa 30 Mitarbeiter/innen nicht nur die Superintendentur, das Schulamt, das Jugendwerk und ein kleines Museum, sondern auch der Verband der Wiener evangelischen Pfarrgemeinden A.B. untergebracht sind. Vgl. *Horn* (Anm. 93), S. 43.

113 Telephonische Auskunft durch Frau Claudia Pekatschek vom Evangelischen Krankenhaus.

114 So eine Werbeeinschaltung in *Horn* (Anm. 93), S. 45.

115 Vgl. *Horn*, (Anm. 93) S. 44.

116 Vgl. den entsprechenden Eintrag auf der Homepage des *Evangelischen Gymnasiums*; online: http://www.evangelischesgymnasium.at/index_schulneubau_infos.html (Abfr. v. 3. März 2007).

[117] Josef *Hofstadler*, Die Kunst in der Auferstehungskirche. In: ders. (Anm. 109), S. 16–20; hier: S. 16.

[118] *Reingrabner* (Anm. 93), S. 31.

[119] Ich spreche hier das an, was ich in zahlreichen Tauf- und Trauungsgesprächen immer wieder höre: dass die Menschen eine Kirche bevorzugen, die „wie eine Kirche" aussieht, d.h. mit Turm, Geläut, Orgel – und durch Altertümlichkeit i.S. einer erkennbaren kirchlichen Tradition gewissermaßen über der Zeit steht und „ewige" Wahrheit repräsentiert.

[120] Vgl. Willi *Engelmayer*: Eine Interpretation. In: Josef *Hofstadler* (Hg.), Kunst & Kirche. Die Auferstehungskirche in der Lindengasse. 40 Jahre Grundsteinlegung der Auferstehungskirche 1959–1999. 70 Jahre Gründung der Evangelischen Pfarrgemeinde A.B. Wien-Neubau/Fünfhaus 1929–1999, Wien 1999, S. 71.

[121] (Josef *Hofstadler*), Der Taufstein. In: ders. (Anm. 109), S. 70.

[122] Vgl. *Hofstadler*, (Anm. 109), S. 17.

[123] Vgl. Bernhard *Rittinger*: Auf der Suche nach dem Antlitz Christi. In: Josef *Hofstadler* (Anm. 109), S. 10.

[124] Zit. auf der Homepage von *G. Hula*; online http://www.hula.at/arbeit.htm (Abfr. v. 4. März 2007).

[125] Vgl. den entsprechenden Eintrag im Internet-Lexikon *Wikipedia*; online: http//de.wikipedia.org/wiki/Karl-Schwanzer (Abfr. v. 7. Mai 2007): Karl Schwanzer war einer der wenigen österreichischen Stararchitekten der Nachkriegszeit, eine Persönlichkeit, sie sowohl national als auch international neue Territorien der Architektur zu entdecken im Stande war. Er gilt als einer der besten Architekten des 20. Jahrhunderts. Mit seinen Werken trug er wesentlich zur Entwicklung der österreichischen Architektur bei. Als eines seiner Hauptwerke in Wien gilt das Museum des 20. Jahrhunderts im Schweizergarten, international wohl die Vierzylinder der BMW-Zentrale in München.

[126] Gerhard *Krampf* in *Bandion* (Anm. 26), S. 549.

[127] Hans *Haider*: Heinz Tesars Liebe zur einfachen Geometrie. In: Die Presse v. 8. Sept. 1995. Online: http: //evang-klosterneuburg.at/wir/presse95.pdf (Abfr. v. 3. März 2007). Vgl. auch Dieter *Stroh*: Eine Kirche stellt sich vor. In: GuH 50 (1996), S. 80–82.

[128] *Haider* (Anm. 127).

[129] Vgl. die Homepage der *Sammlung Essl*; online: http://www.sammlung-essl.at/ (Abfr. v. 4. März 2007).

[130] Christian *Kühn*: Der schöne Name „Arche". Die räumliche Umsetzung eines zeitgemäßen Verständnisses von Gemeinde: Nichts weniger ist Christoph Thetter mit dem evangelischen Pfarrzentrum am Leberberg in Wien Simmering gelungen. In: Presse Spectrum v. 2. Mai 1998. Online: http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=2101&article_id=3951 (Abfr. v. 3. März 2007; Anm. 77).

[131] Vgl. Christian *Gabler*: Zu- und Umbau Kirchenamt und Bildungszentrum der evangelischen Kirche A.B. in Österreich 1180 Wien, Severin Schreiber-Gasse 1+3 (Dipl. Arb. tech.), Wien 2004; außerdem Herwig *Sturm*, Die Evangelische Kirche baut um. In: wettbewerbe 209–210/2001, S. 90–98.

[132] Vgl. Gabriele *Kaiser*: Kirchenamt und Bildungszentrum der ev. Kirche in Österreich. Online: http: //www.nextroom.at/building_article.php?building_id=18002&article_id=11428 (Abfr. v. 3. März 2007).

[133] Vgl. den entsprechenden Eintrag auf der Homepage des Bibelzentrums; online: http://bibelzentrum.med ienring.at/pdf/BZ_NurText_261104.txt (Abfr. v. 5. März 2007).

[134] Alle Zit. nach: http://www.bibelgesellschaft.at/html/04_aktuelles/04a_01_oesterreich.htm#opening (Abfr. v. 5. März 2007).

[135] Ernst-Christian *Gerhold*/Johann-Georg *Haditsch* (Hg.), evangelische kunst und kultur in der steiermark, Graz 1996. Der Katalog zur Ausstellung in der Nationalbibliothek, die von Josef Hofstadler verantwortete Präsentation der Auferstehungskirche sowie verschiedene Aufsätze werden in den Fußnoten genannt. Außerdem sei noch auf den Aufsatz von Wilhelm *Kühnert*, Kirchengeschichte als gestaltende Kraft der Diaspora. In: EvDia 33 (1962), Heft 1, S. 8–18 verwiesen.

Dr. phil. et theol. Karl-Reinhart Trauner ist Militärsenior des Österreichischen Bundesheeres, Autor mehrerer Arbeiten zur kulturgeschichtlichen Bedeutung des Protestantismus in Österreich und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich sowie des Evangelischen Bundes in Österreich.

Bernd Zimmermann ist Generalsekretär des Instituts für Österreichkunde, Autor mehrerer Untersuchungen zur Geschichte des Protestantismus, Kurator der Pfarrgemeinde A.B. Wien-Donaustadt und Vorstandsmitglied der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich sowie des Evangelischen Bundes in Österreich.

Dem Wahren Schönen Guten

Protestantismus und Kultur

Erweiterte Dokumentation
der gemeinsamen Tagung
des Evangelischen Bundes in Österreich,
des Evangelischen Bundes in Hessen und Nassau
und
des Evangelischen Bundes in Kurhessen-Waldeck

15. bis 18. März 2007 in Wien

für die Vorstände herausgegeben von

Karl-Reinhart Trauner

und

Alexander Gemeinhardt



Wien 2007

Standpunkt. Zeitschrift des Evangelischen Bundes in Österreich – Heft 188/2007
Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Superintendent Mag. Paul Weiland, Militärsenior DDr. Karl-Reinhart Trauner; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel.: 01/7125461. Verlagsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Jahresabonnement € 9,90; für Mitglieder ist der Bezug der Hefte im Mitgliedsbeitrag enthalten; eigenständige Sonderpublikation € 7,50. Konto: 7.475.445 bei Raika, BLZ 32000, Evangelischer Bund in Österreich

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus aus aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung. Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christen. Obmann: Superintendent Mag. Paul Weiland

Trauner, Karl-Reinhart/Gemeinhardt, Alexander:
Dem Wahren Schönen Guten
1. Auflage - Wien, Evangelischer Bund in Österreich, 2007
ISBN 978-3-85073-263-5

Druck und Bindung: Verlag Péter Tillinger, Szentendre (Ungarn)
Vertrieb: Evang. Presseverband, Wien (Österreich)